

Die Kunst des Überlebens

Auf der Suche nach Auswegen aus der Gewaltspirale in Ruanda

Für Assumpta, Emilienne, Magda und meine Familie

Würmer im Kopf

Ich steige ungewohnt leicht bepackt aus dem Zug, als ich ihn zum ersten Mal sehe. Ich bin gerade zurück aus Ruanda. Mein Kopf hängt noch in den Gesprächen und Eindrücken der letzten Tage und bei meinem Gepäckstück, das die Fluggesellschaft nach Nairobi anstatt nach Genf verfrachtet hat.

Ich nehme ihn aus dem Augenwinkel wahr und denke erst, es sei eine Fruchtwerbung, von der Region für die Region. Hoffentlich überleben die Mangos in meinem Gepäck. Als ich mich schon abwende, dringt das Gesehene in mein Bewusstsein. Ich gehe die paar Schritte zurück und stehe vor einem Plakat mit einem überdimensionalen, mit Schweizer Flagge gekennzeichneten wurmstichigen Apfel, in den sich ekelerregende Maden gebohrt haben. "Sollen Linke und Nette die Schweiz zerstören?"

Während es die aus dem Zug fließende Masse mit der Haltung Noch-so-ein-stumpfsinniges-Plakat zu ignorieren scheint, bleibt mir der Atem weg und ich starre ungläubig auf die grässlichen Würmer.

Zurückkehren ist nie einfach. Meistens begleitet von einem Gefühl der Ungerechtigkeit, dass ich als Privilegierte, einem von Gewalt zerstörten Land entfliehen konnte, zurück in die Sicherheit, die Perspektivenfülle, die Freiheit. Dieses Mal ist es anders. Die Rückkehr fühlt sich an wie eine Reise in den Rückstand, in eine düstere Vergangenheit.

Meinungsfreiheit. Genau damit hatte alles angefangen, paradoxerweise.

Drei Wochen bin ich eingetaucht in Ruanda und seine Dehumanisierungspolitik Anfang der 90er Jahre, die den Genozid ins Rollen brachte. Im Vordergrund die Normalisierung eines Sprachgebrauchs, bei dem Gegner mit "Ungeziefer" gleichgesetzt wurden. "Die Kakerlaken bedrohen unser Volk".

Ich komme gar nicht mehr los vom Plakat vor Ekel und vor Grauen und noch als ich weitergehe, haben sich die Würmer längst in meinem Kopf festgenagt. Wie war es möglich, dass eine derart menschenverachtende Werbung Platz fand in unserem öffentlichen Raum? In einem Land, das sich immer wieder damit brüstet, sich weltweit für Menschenrechte und Frieden einzusetzen? Im Ruanda von heute wäre eine solche Plakatkampagne absolut undenkbar. Was haben die Ruander gelernt, was wir hier verpasst haben?

Dieses Land, das wie eine halbe Kaffeebohne im Osten des afrikanischen Kontinents liegt, zwei Drittel so gross wie die Schweiz und mit 12 Millionen Einwohnern deutlich dichter besiedelt. Laut dem WEF eines der weltweit sichersten Reiseländer direkt unter der Schweiz und im Gender-Report weit vor uns auf Platz 5. Ein Land, in dem Plastiktüten bereits vor zehn Jahren (von einer Frau) verboten wurden und deren Hauptstadt, die als sauberste des ganzen Kontinents gilt, zwei Mal im Monat einen autofreien Sonntag genießt. Das Land auch, das weniger korrupt ist als Italien, und das – umgeben von konfliktreichen Ländern – eine der nach UNHCR weltweit vorbildlichsten Flüchtlingspolitiken führt und die Kindersterblichkeit in

den letzten zwei Jahrzehnten von 23 auf vier Prozent senken konnte. Das Land, mit durchschnittlichem Wirtschaftswachstum von 8 Prozent, schneller als jedes andere afrikanische Land und das es geschafft hat, durch das Verschenken von Ziegen, eine Million Menschen aus der Armut zu ziehen. Das Land, das von allen als hoffnungslos verloren, als "failed state", angesehen wurde und das es trotzdem geschafft hat, sich aufzurappeln aus den Leichenfeldern und der absolut leeren Staatskasse. Ein Land, wo es nichts gab ausser markergreifender Hoffnungslosigkeit, Hunderttausenden frei herumlaufenden Tätern und massenhaft Opfern, die lebenslänglich verfolgt werden von Horrorszenarien, die jede Vorstellungskraft sprengen und die 7 von 10 Tutsi das Leben kosteten. Wie war es gelungen, aus diesem Albtraum der Weltgeschichte eine Gesellschaft zu stricken, ein Land zusammenzukleben aus einer schreienden Leere und einer undurchbrechbaren Sprachlosigkeit?

"De retour en Suisse", schreibe ich an Assumpta Mugiraneza, das Poster im Anhang.

Zwei Minuten später: "Es hat mich auch schockiert, dieses Plakat, als ich ihm bei meinen Recherchen zu Hassreden im politischen Diskurs begegnet bin", sagt die Frau von der anderen Seite des Äquators. Die Frau in ihrem spartanischen Büro, wo es ausser ihr und all ihrer raumfüllenden Präsenz eigentlich nichts gibt, wo sie mit ihrem Laptop an einem alten Holztisch sitzt und entwurzelten Generation einen Boden unter die Füsse und einen Horizont jenseits der Hügel vermittelt.

"Le problème, si au moins ce n'était que la Suisse, c'est notre époque ma chère, nous vivons une très drôle d'époque (pour ne pas dire plus)", sagt sie, die zahlreiche Familienangehörige in Massakern verloren hat und die seither ununterbrochen alle Fühler ausgestreckt hält nach jeder Form von Radikalisierung.

"Penses-tu que toi, moi, d'autres qui ne pouvons passer à côté de ceci sans ressentir le dégoût et le refus de passer sans voir et sans penser profondément que c'est intolérable, penses-tu que nous serons assez nombreux pour éviter le basculement? Il faut y croire, il faut y souscrire, il faut s'y attacher."

Ankunft

"Das hier kann man nicht verstehen."

Wir sitzen auf der Veranda von Mama Rwanda beim Frühstück. Vor mir ein Mango-Maracuja-Bananensalat, polnische Pfannkuchen und ein dampfender, tiefschwarzer Kaffee aus dem ruandischen Hochland. Hinter uns eine Wand aus bunt bemalten Backsteinen und Handabdrücken von Kindern. Mir gegenüber Martin, den ich seit zwei Minuten kenne.

"Der grösste Fehler, den du machen kannst, ist zu denken, dass du anders bist als sie, dass dir das hier nie passieren würde. Viel eher solltest du dir immer bewusst sein, dass du nur zwei Schritte davon entfernt bist, genauso zu werden wie sie. Dann, dann kannst du vielleicht etwas hören von dem, was dir dieses Land zu sagen hat."

Martin meint die génocidaires, die Verantwortlichen und Täter des Genozids. Er ist selbst aus Kamerun, wohnt in den USA, baut in Ruanda Landwirtschaftsschulen auf und unterstützt social entreprises, Unternehmen, die neben einem finanziellen auch einen sozialen Gewinn anstreben. Das Gespräch mit ihm ist warm und angenehm wie mit einem vertrauten Freund und hinterlässt aber gleichzeitig einen bitteren Nachklang. Wir haben noch keine Floskel ausgetauscht, ich weiss noch nicht einmal, wie er heisst. Direkter

Einstieg durch die Kellertür ins tiefste Innere eines Landes. In die Winkel des Menschseins, die man eigentlich lieber nicht besucht.

Ich bin um zwei Uhr nachts gelandet, habe viel zu wenig geschlafen und sollte schon unterwegs sein zu einer Person, von der ich ausser der Adresse nichts weiss. Aber das Gespräch mit Martin und Magda bringt meine Planung durcheinander. Meine Gedanken verstricken sich und ich sitze fest, unfähig mich wegzubewegen.

Vorspann

Ich sitze auf einem billigen Plastikstuhl am Flughafen Nairobi, gebadet in einer Mischung aus Fritteusen- und Kaffeegeruch. Draussen ist es schwarz, innen schummrig, kaum jemand da, ausser einigen hochgewachsenen Kenianern mit auffallend schön geformten Gesichtern, die gedankenverloren an einer Smoothy-Maschine oder an einer fast leeren Essvitrine rumpolieren. Genau der Flughafen, an dem man so schnell wie möglich wieder weg sein will. Aber bei mir ist erst Halbzeit. Vier Stunden bin ich schon hier, vier sind es noch bis zum Abflug nach Kigali, Ruanda. Ich sitze vor einem Wälzer, der mir das Versagen der internationalen Gemeinschaft im Fall des Genozids in Ruanda näherbringen will, als mein Handy, von wo auch immer, plötzlich wieder Empfang hat und mir eine Mail zustellt. Sie stammt von Assumpta. Sie freue sich auf meinen Besuch, ob ich vielleicht am Freitag um neun Uhr morgens vorbeikommen möchte, ganz spontan, juste une idée.

Freitag ist schon in wenigen Stunden. Auch kann ich mir nicht viel vorstellen unter ihrem Iriba-Centre, offenbar einem audiovisuellen Archiv. Eine Internetseite hat sie nicht. Und ich zweifle, ob sie irgendetwas zu meiner Suche beitragen kann.

Entre filles

Auf dem Rücksitz eines Moto-Taxis kurven wir zum dritten Mal durch dieselbe Strasse in der Innenstadt von Kigali. Der Fahrer kennt weder die Strassennamen, noch spricht er Englisch oder Französisch. Ausserdem scheint mir, dass er auch die Zahlen nicht im Griff hat von Karten ganz zu schweigen. Das Iriba-Centre kennt irgendwie keiner, ich frage mich schon, ob es wirklich existiert.

Aber dann stehen wir plötzlich ganz unverhofft davor. Der Fahrer reisst eine gefährliche Kurve quer über die Strasse, um auf die andere Seite zu gelangen. Mein erster Tag im Land, im Portemonnaie nur grosse Noten. Er: "Kein Problem" und fährt mit meinem Geldschein davon. Ich habe das Geld schon als Spende an die lokale Wirtschaft abgeschrieben, als er wie von der Feuerwehr gejagt zurückkehrt und mir das Wechselgeld entgegenstreckt, in einer Selbstverständlichkeit die mit klar macht, dass er keine Sekunde in Erwägung gezogen hatte, von meiner Unorganisiertheit zu profitieren. Vielleicht stimmt es ja tatsächlich, dass Ruanda eines der weltweit sichersten Reiseländer ist.

Ich trete durch ein Eisentor in einen Innenhof mit Kiesboden und einigen hohen schattenspendenden Bäumen, vor mir ein einstöckiges bleichgelbes Gebäude. Assumpta begrüsst mich im schmalen lichtlosen Korridor, als gehörte ich schon lange dazu.

"J'arrive."

Es wird mir nicht klar, ob das Programm des Zentrums schon angefangen hat oder ob sie auf mich gewartet hatten oder ob es verschoben wurde. Das Haus ist voller junger Menschen, die durcheinander schwirren und irgendwo dazwischen Assumpta. Ihr hellblaues Kleid und der dazu passende Turban leuchten auf ihrer dunklen Haut. Sie dominiert den Raum mit ihrer Stimme, ihrer Körperfülle und ihrer Präsenz, die etwas von einem Baum hat. Ohne laut zu werden, ohne Hektik. Einfach da. Unverrückbar.

"Ich komme in zwei Minuten", wendet sie sich an einen der jungen Männer, "Lea und ich haben etwas zu besprechen, entre filles", sagt die Ruanderin, die über 50 sein muss.

Sie führt mich in ihr Büro. Wir lassen uns in zwei tiefe schwere Ledersessel sinken, die sofort dazu einladen, sich zu entspannen und die Zeit zu vergessen. Assumpta beginnt zu reden, als würde sie ein kürzlich angefangenes Gespräch fortführen. Obwohl wir uns gerade zum ersten Mal sehen und sprechen und mir noch völlig unklar ist, wo ich mich befinde, wer sie ist und was sie tut.

"Je fais partie de la vieille garde", hatte sie mir im Vorfeld geschrieben, "je parle mieux le français." Englisch ist erst seit 2003 offizielle Landessprache und seit 2010 Schulsprache.

Ihr Französisch, das sich über mich ergiesst, belebend wie ein sprudelnder Bach, ist so reich und ausgefeilt, dass es sich wie eine Ballade anhört. Sie scheint das ganze Register von Slang bis klassische Literatur, von Jugendsprache bis Politikdiskurs zu kennen und einfließen zu lassen ohne dabei an Anspielungen, Zitaten und Redewendungen zu sparen. Sie bewegt sich kaum, doch ihre Augenbrauen sagen mehr als jede Geste.

"Donc voilà ce que nous faisons", schliesst sie und ich weiss immer noch nicht viel mehr als zuvor. So vieles hat sie zwar angesprochen, aber in einer schwer zu fassenden Mehrdeutigkeit leer im Raum stehen gelassen. Ein absichtliches Verwirrspiel oder die ruandische Art der Kommunikation? Sie schmunzelt schelmisch und richtet sich auf. Beim Verlassen des Büros wendet sie sich noch einmal zu mir und meinem Fragezeichen im Gesicht um und flüstert: "Tu comprendras."

Sicher ist, dass ihre Arbeit etwas mit der Jugend zu tun hat, der Jugend, die hier so fröhlich, aufgeregt und unschuldig ein- und ausgeht. Eine Altersgruppe aber auch, die 1994 Mitzünder war des Tötungsmotors. Ein Gesellschaftssegment, dessen konstruktives und destruktives Potential sich die Waage halten und von dem nicht weniger als die Zukunft dieses Landes abhängt.

Gespräche mit der Sprachlosigkeit

"I would love to go to the genocide memorial!", sagt eine Frau Mitte vierzig am Frühstückstisch gegenüber laut und voller Begeisterung. Gemeinsam mit ihrem Mann sind sie gestern Nacht von Uganda hergefahren, um an einer Hochzeit in Kigali teilzunehmen.

Sie ist plötzlich ganz aufgeregt. "You have to see that, when you are in Rwanda! That is unique." Ihr Mann ist wenig angetan von der Idee. "I know you, if you go there, we will be late for the wedding."

Das Gespräch hatte ganz unverfänglich begonnen.

"We are here for a wedding and what do you do?"

Wir assen köstlich luftiges Amanzi-Brot mit ruandischer Erdnussbutter. Sie wendete sich an mich mit halb vollem Mund, beide Hände beschäftigt mit dem Brotstreichen für die vier Kinder.

"Research on reconciliation", sage ich, um nicht "Genozid" zu sagen vor den Kindern und überhaupt.

"Amazing! And where have you been to so far? Can you recommend something?" Fragt sie im selben Ton, als spreche sie von einer Safari.

"The Genocide memorial is a good place to start", antworte ich und bereue es sogleich.

Und jetzt ist sie dabei ihren Ehemann zu bearbeiten, um noch kurz "just a quick stop by" bei der Völkermordgedenkstätte vorbeizuschauen und überlegt, über die Köpfe der Kinder hinweg, ob das auch was wäre für die Kleinen. "What do you think, darling?"

Eigentlich bin ich schockiert über diese Szene. Aber was kann ich der Frau vorwerfen? Dass sie mit dem hier nicht klarkommt? "Her way of dealing with things she cannot deal with", sagt Magda später. Magda mit ihrer versöhnlichen Haltung, ihrem ärztlichen Pragmatismus und ihrer Furchtlosigkeit vor seelischen Tiefen findet immer passende Worte. Die Frage nach dem richtigen Umgang mit der Gewaltvergangenheit ist nicht zu beantworten. Wie darüber sprechen, ohne der Gewalt und der Vergangenheit neue Macht zu verleihen? Ohne die Menschen hier an etwas anzuketten, von dem sie sich befreien wollen und müssen? Wie sich einlassen auf etwas, das dein Ich-und Weltbild in Grund und Boden erschüttert?

Ich selbst hatte die Gedenkstätte an einem meiner ersten Tage besucht. Als ich Magda am Vortag gefragt hatte, ob ich einen guide buchen sollte, war ihre Antwort:

"You better go there on your own. You won't need anybody. You will have plenty of conversations with yourself." Wie recht sie hatte.

Ich stand vor dem unscheinbaren Eingangstor. Ich hatte mir definitiv etwas Pompöseres vorgestellt. Der Genozid in Ruanda gilt als der schnellste Völkermord aller Zeiten. In nur 100 Tagen wurden ungefähr eine Million Menschen, die hauptsächlich der Tutsi-Minderheit angehörten, hingemetzelt, also 10'000 im Tag.

Die Gedenkstätte wurde 2004 von der britischen NGO Aegis Trust im Auftrag der ruandischen Regierung im Zentrum von Kigali errichtet.

Ich stehe vor einem schlichten Gebäude. Eine Treppe führt hinunter in die Ausstellung, die in einem kleinen Rundgang über die Etappen und durch die ins Unvorstellbare eskalierenden Zahlen informiert.

In kleinen schwarz verkleideten Räumen sind einige Kleider von Opfern aufgehängt, einige Schädel aufgereiht und von der Decke hängen Schnüre mit Fotos einiger Hundert der verlorenen Angehörigen.

"Meine Freundin hat sich selbst gefunden unter diesen Fotos", wird mir später Assumpta erzählen, "pas très professionnel ce site. Und dann diese Namenslisten. "Das haben sie alles Berlin abgesehen. Aber das hier ist nicht Berlin. Im Grunde genommen haben wir keine Ahnung, wer hier begraben liegt und - wie viel von einer Person", ergänzt sie.

Zerhackt und zerstreut, wie die Leichen waren, von Hunden und Vögeln in alle Richtungen verteilt. Oft erst Jahre nach der Tötung geborgen und ins offizielle Massengrab verlegt mit einer *cérémonie de ré-enterrément*. Noch heute sieht man keine streunenden Hunde in Ruanda, zu unerträglich ist die Erinnerung, die sie transportieren, sodass sie systematisch beseitigt werden.

Neben dem Genozid in Ruanda, der alleine ein Fussballstadion füllen könnte, schildert das Museum auch die anderen Völkermorde ausführlich.

Der dritte Teil der Ausstellung widmet sich den heutigen Jungen, die sich für Vergebung und eine gemeinsame friedliche Zukunft engagieren, darunter Olivier.

Oliver hatte tags zuvor unseren Ausflug ins Kinderheim begleitet. Im überfüllten Bus erzählt er mir, dass er selbst in jenem Heim aufgewachsen sei. Seine Eltern wurden vor seinen Augen, wie er sagt, "getötet", rücksichtsvoll, um mich vor den Details zu bewahren. Er hat etwas Schüchternes, spricht vermutlich wegen seiner sehr ärmlichen Herkunft weder Englisch noch Französisch. Was er oder der spontan eingesprungene Dolmetscher nicht aussprechen, vermitteln seine Augen und seine Gegenwart, die die Wortlosigkeit zwischen den Gesprächsfetzen ausfüllen. Heute arbeite er in der Genozid-Gedenkstätte in den Archiven. Jeden Tag all das noch einmal durchgehen, neue Deklinationen der Gewalt, von der eine abscheulicher ist als die andere. "Was sonst sollte ich tun in diesem Land?", sagt er keineswegs frustriert oder abgestumpft. Mit dieser – Materie – kenne er sich am besten aus. Und als Zeuge sei es seine Pflicht, Menschen über diese Schrecken aufzuklären. Wer sonst wird ihre Geschichte erzählen?

So sehe ich ihn hier wieder auf Postern und in Videobotschaften, die sich an die Besucher der Gedenkstätte richten. Eine Botschaft, die zur Versöhnung und Gewaltfreiheit aufruft. Es ist eine verbreitete, von der Regierung angeordnete Losung, die ich nicht allen abnehme, ihm schon. Olivier schon.

Ich verlasse das Gebäude und stehe in einem gestuften Garten. Links und rechts die Betonplatten, unter denen sich die Massengräber von angeblich 250'000 Personen befinden. Eine viertel Million Menschen in einem Garten, den man in zwei Minuten durchschritten hat. Unvorstellbar.

Später werde ich ein Massengrab am anderen Ende des Landes besuchen können. Ein Raum so gross wie ein Klassenzimmer. "15'000 victims", bestätigt der Wächter und Führer an diesem völlig verlassenen Ort, an dem ich die einzige Besucherin bin. Ich schaue die paar Särge an, die übereinandergestapelt sind, es sind nur ein paar Dutzend. Der Wächter sieht mein etwas verwirrtes Gesicht und öffnet ohne Vorwarnung einen Sarg. Er ist angefüllt bis zum Rand mit Knochen. Ich merke, wie ich bis zu diesem Moment immer noch in der Vorstellung verharrt war, dass Getötete auch in Massengräbern als Einheit, als Skelett, als Menschen begraben wurden.

Beim Massengrab in Kigali sind die Betonplatten umgeben von Rosenstauden, nicht die Rosen von Gräbern bei uns, nicht die von Kriegsdenkmälern, gestorben für unser Vaterland. Nein die Blumen hier sind rostrot verstaubt, in einer sandigen Anlage ohne jeden Prunk. Ohne jede architektonische Perle. Ohne jeden Schmuck. Kein Ruhm den Helden, die die Massaker stoppten. Kein Heroismus für die FPR, die seither und bis heute an der Regierungsspitze Ruandas steht und der es gelang, den Genozid zu beenden, während die internationale Gemeinschaft schändlich versagte einzugreifen.

Trostlos, wortlos, leblos. In ihrer Sprachlosigkeit vermittelt diese Grabstätte, besser als jede andere, die ich besucht habe, die Grausamkeit der Taten und das in der Luft hängende Unaussprechliche. Der Ort bringt diese schweigende Last zum Ausdruck, die über dem Land hängt und die sich mit nichts wirklich darstellen, greifen oder vertreiben lässt.

Die Einfachheit verkörpert ebenso die Bescheidenheit der Menschen, denen ich begegnen werde, die ihre ans Unmögliche grenzenden Handlungen zur Rettung einer einzelnen Person mit einer Handbewegung wegwischen.

"C'est rien. C'est tout à fait normal ce que j'ai fait. Tu aurais fait quoi à ma place?"

Ja, was hätte ich getan?

In einem "Völkermord der Nähe", bei dem der Hauptakteur die Zivilbevölkerung ist, bei dem der Grossteil der Tötungsakte einzeln geschieht und in direktem Kontakt zwischen Täter und Opfer, bei dem völlig normale Menschen plötzlich ihre Nachbarn abschlachten, die Kinder – die jahrelang mit ihren eigenen Kindern gespielt hatten – zu Tode hackten oder in der Latrine ertränkten; in dem Kinder einen Elternteil verraten und den Henkern ausliefern und Jugendliche sich anstatt zum Fussball zum gemeinsamen Massakrieren trafen. Wo das Wort "arbeiten" plötzlich gleichgesetzt wurde mit "töten". Ein Land, wo alles umgekippt war, das Udenkbare war normal geworden, das Unsagbare wurde zum Trend, der Mensch zum Monster.

Ich wandle die Platten auf und ab und warte auf ein Gefühl oder einen Gedanken. Aber in meinem Kopf ist nur Watte und auch mein Inneres fühlt sich nicht angesprochen. Mir fehlt das Organ, mit dem man diese Art von Information erfassen kann. Mein Körper ist erstarrt wie in Winterstarre, er wehrt alles ab. Mit mir hat dies hier nichts zu tun, mit mir nicht, ich war nicht hier, ich bin nicht hier, weg, aus.

Aber ich weiss genau, dass es sehr viel mit mir zu tun hat.

"There is absolutely no difference between those who committed the massacres and you." Martin schwirrt mir durch den Kopf. "We are all the same. That is the whole issue."

Anstatt nach Weinen ist mir nach Erbrechen. Wenn das hier der Mensch hervorgebracht hat, dann möchte ich irgendetwas sein, eine Fliege vielleicht, eine Ratte, nur nicht Mensch. Noch nie habe ich so viel Ekel vor dem Menschsein empfunden wie beim Auf- und Abschreiten zwischen diesen verdorrten Rosen und bei der anschliessenden Lektüre über diesen Abgrund der Menschheitsgeschichte, zu dem mehr Köpfe als Kohl geschnitten wurde ("it sounds like cutting cabbage, when you cut off the head of someone"), Frauen die grausamsten Formen sexueller Gewalt erlitten, Väter gezwungen wurden, ihre Kinder zu vergewaltigen und Opfer mit abgetrennten Geschlechtsteilen und aufgeschlitzten Achillessehnen in endlosen Qualen zugrunde gingen. Und all dies und vieles mehr, zu einem Zeitpunkt, zu dem ich selbst bereits auf der Welt war, mit Hanni und Nanni bei der Freundin im Ferienhaus in der Wiese lag und in das Glitzern des Sees blinzelte.

Wenn sich die Leere radikalisiert

Die grosse Mehrheit der Täter des Genozids waren Männer zwischen 15 und 30 Jahren. Gerade an den Universitäten verbreiteten sich Radikalisierung und Mordrausch wie ein Buschfeuer. Ausgerechnet die

Wissenselite, die Hoffnungsträger der Gesellschaft, die Privilegierten und Gebildeten liessen sich hinreissen von der Hasstrommel, griffen zu Worten und Waffen und strömten zu den Milizen. Die Universität verwandelte sich in einen Gewaltkatalysator, der aus einem harmlosen Katz- und Mausspiel einen Kampf um Leben und Tod machte. Morden zum Spass, aus Überdruß. Ein Fest der Freiheit. Endlich war alles erlaubt. Eine "Generation ohne Zukunft, eine undefinierbare Muskelmasse, die sich unmerklich zu einer höllischen Maschinerie formierte", beschreibt es Dorcy Rugamba in seinem Artikel Verwöhnte Kinder der Dritten Welt. Sie waren "dem Nihilismus verfallen und fasziniert von einer Gegenkultur, die in nichts anderem bestand, als der Vernichtung aller Kultur." Aus einer geistigen Leere entpuppte sich ein hasserfüllter Killerapparat. "Mit derselben Gewissenhaftigkeit und demselben Zynismus, mit dem sie sich vorher um Bettgeschichten gekümmert hatten, begannen sie nun ihre Mitstudenten zu verfolgen."

Warum sind ausgerechnet Universitäten – nicht nur in Ruanda – so anfällig auf Radikalisierung? Wo hatte das Bildungswesen versagt? Kann Gewalt überhaupt durch Wissen gebremst werden? Und falls nicht, weshalb verwenden wir so viel Zeit und Ressourcen mit Bildung, wenn sie uns nicht zu friedfertigeren Menschen macht? Warum wird der Friedensbildung gerade in der Schweiz so wenig Platz eingeräumt? Bräuchten wir nicht dringend neben Mathematik, Deutsch und Heimatkunde ein Fach, das sich mit Friedfertigkeit, der Geschichte und Auswirkung der Gewalt, gewaltfreier Kommunikation und Vorbildern der Gewaltfreiheit auseinandersetzt?

G 25

Wenn man heute unterwegs ist in Ruanda, fällt schnell auf, dass das Durchschnittsalter sehr tief ist. 2018 waren 60% der Bevölkerung unter 25, bei einem Gesamterschnitt von 19 Jahren. Nur 2,3% sind älter als 65.

Gemeinsam mit dem Land, das zum 25. Mal dem Genozid gedenkt, feiern die Kinder des Genozids dieses Jahr ihren 25. Geburtstag. Die G 25, Generation 25. Hineingeboren in die Gräuel, im Bauch ihrer Mütter auf der Flucht vor Speeren, mit denen die Ungeborenen aufgespießt werden sollten; auf dem Rücken der Mutter tagelang unbeweglich in den von Mücken und Krankheiten heimgesuchten Sümpfen; wochenlang versteckt in einem Loch von Bananenblättern gedeckt, geplagt von Hunger und Angst. Die einen wurden auf den Rücken ihrer toten Mütter gefunden, die anderen unter Leichenbergen geborgen. Unzählige werden ohne jeden Hinweis irgendwo abgegeben, viele sind das einzige Familienmitglied, das überlebt hat. Jedes kleine Überlebende ein grosses Wunder.

70 Prozent der Personen, die den Genozid als Kind erlebten, mussten mitansehen, wie jemand getötet wurde, 90 Prozent glaubten, dass sie sterben müssten. Im Anschluss lebten 75 Prozent der Minderjährigen in Haushalten ohne Eltern, weil sie keine Verwandten hatten und keine Pflegefamilie gefunden oder von dieser geflohen waren.

Heute stehen die Kinder von damals mitten im Leben. Die G25 und die nach ihr folgenden Jahrgänge gehören zur postmemorialen Generation, die also, die sich nicht (bewusst) an die traumatisierenden Vorfälle erinnert. Die aber aus diesen heraus oder in diese hinein geboren wurden.

Zwar kennen hier alle die offiziellen Fakten über den Genozid, denn Ruanda hat eine ausgeprägte Erinnerungskultur. Jährlich gedenkt der Staat 100 Tage lang, die gesamte Länge des Genozids, also ein Drittel des Jahres, dem Völkermord. Jedoch wissen viele der Jungen kaum etwas über ihre

Familiengeschichte. Sie wachsen auf mit Lücken und blinden Flecken und sie haben sich daran gewöhnt, darum herum zu leben. Sie bauen ihre Identität aus den vorhandenen Bruchstücken porös und anfällig für jede Form der Erschütterung.

Die aus dem Völkermord hinterlassenen Ruinen von Familien haben sich noch nach dem Genozid weiter zersetzt. Die einen starben an den fortlaufenden Konflikten, die andern durch Aids-Infektion, andere Krankheiten, Flucht, Suizid oder Hunger.

"Ich habe meinen Onkel erst vor zwei Jahren wiedergefunden, wir sind die einzigen Überlebenden. Er war ins Ausland geflohen, da er keine Ahnung hatte, dass ich überlebt hatte", erzählt mir Bertrand, der im zweiten Monat des Genozids zur Welt kam. Wie findet man heraus, ob man Familienangehörige hat, wenn niemand überlebt hat, der es einem mitteilen könnte und man selbst zu klein war, um sich zu erinnern? Noch komplizierter wird die Suche dadurch, dass das Konzept des Familiennamens hier nicht existiert. Dieser wird frei gewählt, sodass Angehörige einer Familie also nicht denselben Nachnamen tragen.

"At my wedding there were only my friends, there was no single family member", erzählt mir einer der jungen Männer im Iriba Centre.

Das Zentrum ist Begegnungsort nicht nur, aber vor allem für Junge, für Erinnerungslose und für diejenigen, denen der Genozid mitten in Ihre Kindheit einbrach. Ich verbringe viel Zeit in diesem kleinen verdunkelten Zimmer, wo Filme gezeigt, Vorlesungen gehalten, Bücher gelesen und Geschichten erzählt werden. Viele Geschichten. Wenn Assumpta unsere Verabredung nicht einhalten kann, weil sie gerade noch mit einem Chor probt, in einer wichtigen Beratung ist oder ein Problem irgendwelcher Art zu regeln hat, dann führt sie mich in diesen Raum mit den Worten "parle un peu avec lui, il a une histoire intéressante". Oft wartet man stundenlang auf ein Gespräch mit Assumpta. Ich verstehe nicht, wie sie es anstellt, aber sie scheint Zeit für alle zu finden. Zeit, die den Jungen hier viel bedeutet und für die sie auch einen langen Weg und unbeschränkte Wartezeit auf sich nehmen.

"Ich komme her, weil ich umgetrieben werde von Fragen", höre ich von vielen. "Es ist der einzige Ort, an dem ich offen Fragen stellen kann an eine Person ihrer Generation und überhaupt". Oft wissen sie lediglich, dass etwas fehlt, aber nicht, was es ist. Mit ihrem Programm von Konferenzen, Filmvorführungen, künstlerischen Produktionen, Begegnungen und Gruppen- und Einzelgesprächen unterstützt Assumpta die Suchenden nicht nur dabei Antworten zu finden, sondern auch die Fragen.

Eine junge Frau, knapp 16, erzählt mir wie sie bei ihrem Sprachaufenthalt im Ausland von ihrer Mutter besucht wurde. Im Gespräch mit einer ihr bis dahin Unbekannten, sagte die Mutter plötzlich: "Genau wie mein Bruder!" Erst in dem Moment habe sie erfahren, dass ihre Mutter Geschwister gehabt hatte, mit 15. "Meine Mutter hat nie darüber geredet", sagt mir die junge Frau und ergänzt nach einer Weile: "Und ich habe nie danach gefragt."

Verwandte tauchen auf oder verschwinden und mit ihnen Schicksale, Leid und Fluch. Ein gefährliches Schattenspiel. So sehr sich die Kinder des Genozids sehnen nach dem Wissen zum Tilgen der Leerstellen, so sehr fürchten sie sich vor Entdeckungen, die ihnen den Boden vollends unter den Füßen wegreißen.

Es sind die Kinder von Opfern und die Kinder von Tätern. Es sind aber auch die Kinder von Opfern und Tätern. Letztere entstanden aus den nicht enden wollenden systematisch durchgeführten Massenvergewaltigungen.

"Ich hatte mich selbst immer als Opfer betrachtet, da meine Mutter Opfer war. Als ich Jahre später erfuhr, dass mein verschwundener Vater zu den Tätern gehört, begann ich mich zu verabscheuen." Von einem Tag auf den andern wurden so junge Menschen von Opfern zu Tätern. "Beides sein geht nicht, halbieren kann man sich nicht, die Front verläuft durch deinen Körper."

Aber beides erben, das geht. Denn sie, les enfants du viol, sie tragen in sich gleichzeitig das Erbe und Trauma der Schuldigen und das Erbe und Trauma der Opfer.

Wie viel Trauma hält ein Mensch aus? Wie kann es einem Kind mit dieser Ausgangslage gelingen den Zugang zum Leben zu finden, zur Gesellschaft, zu sich?

Oder sind gerade sie die Hoffnungsträger, sie, die beide Rollen in sich vereinen? Sind sie die besten Vermittler zwischen den beiden Gruppen, weil sie das Leid beider Seiten am eigenen Leibe erfahren haben?

Der kleine Weisse

"Bei uns war das nicht anders", antwortet Magda.

Magda ist Gastgeberin bei Mama Rwanda, dem Hostel, in dem ich abgestiegen bin. Nach einem Tag voller erschütternder Fakten halbsbrecherischen Motorradfahrten und verstrickten Erzählungen, die mehr aus Lücken denn aus Information bestehen, lehne ich an der Hostelbar. Ich bin der einzige Gast und das ist gut so. Vor mir ein grosses Glas kaltes Wasser, in dem Rosmarin-Ästchen und knallorange Kapuziner-Blüten schwimmen – eine Kreation von Magda, der die Fantasie und der Sinn für Ästhetik nie ausgeht. Sie steht hinter der Bar und kocht. In Zeitlupe. Zwischen zwei Schnitten verfließt eine gefühlte Ewigkeit für mich, die mit hungrigem Blick zuschaut, da ich einmal mehr das Mittagessen verpasst habe. Kochen ist für sie sowohl meditativer wie sozialer Akt, was bei ihr nicht im Widerspruch steht. Ihr Zeitgefühl passt perfekt in den ruandischen Lebensstil. Dabei ist sie eigentlich Polin und Anästhesistin, ein Beruf also, bei dem jede Sekunde zählt, was so gar nicht zu dieser tiefenentspannten Frau vor mir passen will.

Eine Arbeit auch zwischen Leben und Tod. Patienten abkühlen, Patienten aufwärmen, Patienten in den Schlaf helfen, Patienten aus dem Schlaf holen. Und das schon 30 Jahre lang. Ein Job, den sie liebt, ein Job, der ihr das Gefühl vermittelt, anderen zu helfen und selbst am Leben zu sein.

Diesen Generationenbruch, der mir hier im Gespräch mit der G 25 begegnet, kenne sie aus ihrer eigenen Familie. Ihre Grossmutter kam unter den Nationalsozialisten ins Arbeitslager und ihre Mutter wurde im Lager geboren. So ist Magda mit den Themen der Gewalt gross geworden und auch mit dem eisernen Schweigen über etwas, wofür niemand die Worte fand. Als sie 18 Jahre alt war, lud ihre Lehrerin Magdas Grossmutter in den Unterricht ein, um über die Holocaust-Erfahrungen zu sprechen. Vieles über und von ihrer Grossmutter hätte sie an dieser Schulveranstaltung zum ersten und auch zum letzten Mal gehört.

Magda, die mit den Besuchen der KZs gross geworden ist, hat keine Angst vor der Vergangenheit, keine Angst vor menschlichen Abgründen, keine Angst vor traumatisierten Gesellschaften. Nicht oberflächlich

oder abgekocht. Vielmehr kennzeichnet sie ein tiefes und ehrliches Interesse am Menschsein, am Leben und am Tod und an jedem Millimeter dazwischen.

Magda ist eine Auskosterin und hat eine offenbar unbeschränkte Begeisterungsfähigkeit für das Schöne im Leben. Selten bin ich jemandem begegnet, der die Fähigkeit hat, so innig zu geniessen. Irgendwie gelingt es ihr, eine Freude auch in endloser Wiederholung auszuleben und auszustrahlen. Immer wenn sie eine Mango isst, sieht sie genau so aus, als esse sie diese Frucht zum allerersten Mal.

Ich rede viel mit Magda und über vieles. Nicht zuletzt über die Rolle der Frauen in der Gesellschaft. "We called it the white". Ihre Grossmutter hätte ihn ihrer Mutter übergeben, die Mutter an Magda. Gemeint ist der weisse Umschlag, in dem die Frauen jeweils etwas Geld versteckten und der zum Symbol für ihre Eigenständigkeit wurde. Magda hat selbst erlebt, dass Frauen zusammenhalten müssen und dass oft sie es sind, die eine Familie durch die schwierigsten Zeiten bringen und eine tragende Rolle spielen beim Wiederaufbau einer Gesellschaft.

Auch Ruanda wurde auf den Rücken der Frauen wiederaufgebaut. Daran erinnert der Name des Hostels "Mama Rwanda". Ein gleichnamiger Film zeigt, wie ruandische Frauen sich aus Krieg, Genozid und Armut aufrappeln und sich selbst zu Unternehmerinnen machen. Eine Entwicklung, die nicht nur einzelne Leben prägte, sondern die gesamte Gesellschaft und ja sogar den Staat. Vor dem Genozid war das Land noch einem starreren patriarchalen System unterworfen, in dem die weibliche Bevölkerung kein Recht hatte, Land zu besitzen, zu erben, ein Bankkonto zu eröffnen oder in der Öffentlichkeit zu sprechen. Viele durften nicht einmal das Haus ohne die Erlaubnis des Ehemannes verlassen. Heute hat weltweit kein Land mehr Frauen im Parlament als Ruanda und die Hälfte der Unternehmen sind in Frauenhand.

Schätzungen gehen davon aus, dass unmittelbar nach dem Konflikt 70 Prozent der Bevölkerung weiblich waren. Ohne das Recht auf Erbe und Besitz waren sie auf einen Schlag völlig verarmt und für alles alleine zuständig. Sie organisierten sich in Gruppen und begannen Gleichberechtigung einzufordern. Neun Jahre nach dem Völkermord wurde eine neue Verfassung geschrieben, seither sind Frauen und Männer gesetzlich vollkommen gleichberechtigt. Der seit 2000 amtierende Präsident Paul Kagame, soll gesagt haben: "Wie soll sich eine Gesellschaft verändern, wenn sie die Hälfte ihrer Ressourcen verschwendet?"

Mit Frauenwunderland bezeichnet Barbara Achermann Ruanda in ihrer gleichnamigen Reportagensammlung, in der sie dem Phänomen der "Express-Emanzipation" nachgeht. Achermann erzählt darin, wie sich die Frauen von Opfern zu Macherinnen entwickelten, wie die ärmsten unter den Hinterbliebenen aus nichts und ohne Männer im Haus ein Geschäft, ein Nähatelier, eine Werkstatt oder ein Kaffee-Export-Unternehmen gründeten. Achermann geht dann auf die Spuren der jüngeren Generation von Frauen, die heute ihren Weg bahnen, als Musikerinnen, Moderatorinnen oder Informatikerinnen. Und nicht zuletzt beschreibt sie wie die ehemalige Gesundheitsministerin veranlasste, dass Drohnen eingeführt wurden zur Beschleunigung des Transports von Blutreserven. Dies hatte sie veranlasst, nachdem sie erfahren hatte, dass der Blutverlust bei der Geburt zu den häufigsten Todesursachen im Land gehörte. So entstand das erste Lastdrohnen-Netzwerk der Welt – um das Leben von Frauen zu retten.

Ein Projekt, das – wenn auch mit Silicon Valley und China im Spiel – auch Magda, die Ärztin, beeindruckt. Sie weiss zu genau, wie es sich anfühlt, wenn eine Blutkonserve oder ein Organ nicht schnell genug geliefert werden.

"All three are lost, the dead, the heart and my patient." Manchmal trifft das so dringlich Erwartete nur wenige Minuten zu spät ein und zu oft hat dies mit Verkehrsstau zu tun. Der Luftweg ist viel berechenbarer. Sie beneidet das High-Tech Startup in Ruanda. Es ist nicht nur hoch effizient, sondern auch äusserst pünktlich. "I would definitely take that home."

Und was hat Magda nach Ruanda geführt? Der Zufall, obwohl – sie glaubt nicht an Zufälle sowenig wie an richtige und falsche Entscheidungen. Wir lachen beide. Sie liebt sie, diese Unerklärbarkeiten und Ungereimtheiten im Leben.

Wir sitzen mittlerweile bei einem Zitronengraste und einem Reis-Bohnen-Erdnussgericht beim Abendessen. Es ist schon nach 23 Uhr. Ich schaue ihr zu. Wie gut sie hierher passt. Sie fließt durch diesen Alltag, als wäre sie schon immer hier gewesen. Mit ihrer Faszination für die Erfahrungen mit Leben und Tod, die Haarbreite dazwischen und die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins ist sie in diesem Land genau richtig. Wenn Ruanda an etwas reich ist, dann an Lebenserfahrung.

Die Macht der Geschichten

"Power largely consists in the ability to make others inhabit your story of their reality."

Die Macht besteht darin, jemand anderem eine Geschichte überzustülpen, die er dann für seine Wahrheit hält.

Ich sitze mit "Gourevitch" an der warmen Hauswand im Halbschatten von Mama Rwanda. Philip Gourevitch ist der Autor des schwerverdaulichen weitbekannten Buches *We Wish to Inform You That Tomorrow We Will Be Killed With Our Families: Stories from Rwanda*. Im 1998 publizierten Werk berichtet er facettenreich und unangenehm, anhand von unzähligen Gesprächen und Reisen über die 100 Tage Hölle und die anschliessende Misere.

Die Macht der Geschichte und der Erzählform. Die Macht zu entscheiden wer das Subjekt ist, was der Ursprung und was die Folge ist, wer der Täter und wer die Opfer, wann eine Bedrohung besteht für wen, wer welche Rechte hat und wie sich die Wir-Identität definiert.

Ruanda ist bekannt als Warnbeispiel, welche desaströse Rolle die Medien in der Aufheizung eines Konflikts spielen können. Ein Konflikt zwar verwurzelt in der Armut, falscher Wirtschaftspolitik, Kolonialgeschichte und globalpolitischen Interessen, entfacht jedoch durch das Wort. Durch die Meinungsfreiheit könnte man sagen.

Denn der Genozid erfolgte erst nach der vom Westen geforderten "demokratischen Öffnung". Im Gegensatz zum Holocaust handelt es sich hier nicht um einen totalitären, sondern um einen demokratischen Genozid. Bis 1990 war Ruanda eine autoritäre Diktatur. Die nach dem Fall der Mauer vom Westen geforderte Demokratisierung brachte plötzliche Pressefreiheit.

1993 entstand so der erste private Funksender, es wird später den Übernamen "Hate Radio" erhalten. Erst aber hat es nur den unverfänglichen Namen RTL, Radio télévision libre des Mille Collines. Ein Radio erfunden im Rausch der Redefreiheit. Es ist jung, unkonventionell, bevölkerungsnah. Es wird gelacht und

gewitzelt. Themen, die bisher tabu waren, werden offen angesprochen und die Zuhörer können sich zum ersten Mal in die Radio-Diskussionen einbringen. Man spricht von Partys, Pop-Musik und Marihuana. Der Musik- und Gesprächsmix verheißt den Ausbruch aus starren veralteten Mustern und verbreitet den Geschmack von Freiheit.

Ein Radio aber auch, das trotz der verbreiteten Heiterkeit nicht zur Unterhaltung, sondern als Mordinstrument konzipiert worden war. Es war perfekt auf die Art abgestimmt, wie Milizen, Anhänger mobilisierten: festlich, unterhaltsam, karnevalesk. In diese unschuldige Fröhlichkeit wurde die tödliche Propaganda eingewoben, dass die Tutsi Staatsfeinde, schuld an allem Übel sind und für die Hutu eine Bedrohung darstellten. Die Wunschkonzerte wurden unterbrochen von Denunzierungen und Mordaufrufen.

Bei der sehr niedrigen Alphabetisierungsrate (weniger als 30 Prozent vor dem Genozid) war das Radio das Hauptmedium zur Verbreitung von Information (wo sich Tutsi versteckt hielten) und Desinformation (die Opfer seien die Hutu). Es spielte eine dramatische Rolle in der Zerstörung der Solidarität, der Beschleunigung des Extremismus, der Mobilisierung der Milizen, der Denunzierung von Opfern, dem Aufbau des Wir-gegen-sie-Weltbildes, dem rasanten Anstieg der Gewaltbereitschaft und nicht zuletzt der Legitimierung von Gewaltsprache. Plötzlich war es "normal", andere Menschen in der Öffentlichkeit mit "Ungeziefer" zu betiteln. Es war an der Tagesordnung, zum Töten aufzurufen.

Und dabei waren die Moderatoren so unterhaltsam, dass noch Tutsi bestätigen, dass sie bei den Witzen lachen mussten.

Wenn Worte töten können

"Worte können töten."

Der Satz verklingt im stickigen Raum. Es ist still. Neben mir sitzen junge Erwachsene aus Ruanda und dem Ausland. Sie sind halbkonzentriert, immer wieder müssen sie etwas auf ihren Handys durchblättern, kommentieren, ein- und auszoomen. Dieser Satz aber holt alle zurück an den Ort und zum Grund, warum wir hier sitzen, bei Pax Press.

Assumpta hatte mich hierhergeschickt. "C'est important pour toi qui adores les histoires." Nach einer Weile ergänzte sie, dass sie selbst nicht mitgehen könne. Es handle sich um den Stadtteil, in dem ein Grossteil ihrer Familie hingemetzelt worden war.

Vor uns steht Solange, die seit Jahrzehnten als Journalistin in Ruanda tätig ist. Also bereits vor und während des Genozids. Sie erzählt die ruandische Mediengeschichte nicht als auswendig gelernten Text, sondern aus dem eigenen Leben. Solange ist Mitgründerin von Pax Press, einer Organisation, die es sich zum Ziel gemacht hat, den Journalismus für Friedensförderung anstatt zur Polarisierung zu nutzen. Motiviert durch die eigene Vergangenheit und die Frage: Wenn Medien einen Genozid ankurbeln können, können sie ihn dann auch stoppen?

Ich denke an die heutige Medienlandschaft. Können Medien heute die Rückkehr der Gewalt verhindern? Können sie zu einem friedlichen Zusammenleben beitragen? In Ruanda? Bei uns? Ist es überhaupt ihre Aufgabe? Und wenn ja, wo ist dann Pax Press Schweiz?

Pax Press vernetzt Medienschaffende, bietet Ausbildungen und Mentoring an und organisiert selbst Debatten, mit dem Ziel Konflikte (oft vor laufender Kamera) zu lösen. Auf ihrem Youtube-Kanal finden sich zahlreiche Videos über solche Formate des citizen-centered journalism, wobei der Journalist eine Art Mediatorenrolle übernimmt, also nicht nur berichtet, sondern vermittelt und schlichtet. "Bei uns steht immer die (Konflikt-) Lösung im Zentrum, Nachrichten dürfen auf keinen Fall die Polarisierung stärken oder die Bevölkerung entmutigen," erklärt Solange. Eine Art ruandischer Lösungsjournalismus.

Einige Tage später liege ich mit Milo Rau im Ohr auf meiner Matratze und schaue ins Mückennetz über mir. Milo Rau, Schweizer Theatermacher, ist bekannt für seine Aufführungen in und über Konfliktgebiete, wie zum Beispiel das Kongo Tribunal. Zu Ruanda entwickelte er das Theaterstück Hate Radio, eine Rekonstruktion des Radiostudios RTL, das 2011 in Kigali im ehemaligen Radio-Studio uraufgeführt wurde. Ich habe eine Tonaufnahme einer deutschen Fassung auftreiben können.

In seinem Begleitbuch zum Bühnenwerk, das so spannend zu lesen ist wie ein Roman und das ich, wie so vieles, bei Assumpta ausgegraben habe, schreibt Rau in Bezug auf Hannah Arendt, dass im totalitären Staat, ein Genozid arbeitsteilig organisiert werde. "Die, die das "Böse" verwalten, sind Beamte ..., sie sehen nur Zahlen, keine realen Tötungsvorgänge ... Der ruandische Genozid dagegen ist alles andere als arbeitsteilig, er ist eine grosse Show, ein Volksfest: Die Moderatoren sprechen mit ihren Opfern, sie richten ihnen Grüsse aus, bevor sie die Interahamwe (Miliz) zu ihnen schicken. Dies ist ein Genozid der Nähe und der Nachbarschaft, nicht der Ferne und der Deportation. Der Nachbarsjunge schaut dem Vater in die Augen, während er dessen Tochter vergewaltigt, dann hackt er ihm den Arm ab. Und dann geht er ein Bier trinken und hört RTL." Rau, der Monate in den Archiven und Gefängnissen mit Texten und Gesprächen, mit Opfern und Tätern dem Funktionieren des Radios und seiner vernichtenden Wirkung auf die Spur ging, beschreibt RTL als "Rhythmus aus Hass und Sentimentalität, aus Ernst und Sarkasmus, aus Volkserziehung und Popkultur". "Diese Stimmen, Songs, Nachrichten und Anrufe sind der Soundtrack einer sich selbst zerstörenden Menschheit."

Und heute, wie gewappnet sind wir gegen Hassparolen? Wer macht unser Weltbild? Welchen Geschichten glauben wir? Und wie monozentriert und entsprechend anfällig für Missbrauch sind unsere Referenzpunkte?

Die Nicht-Überlebenden

"Ich bin kein Überlebender."

Wir sitzen auf der Dachterrasse eines Hotels im Zentrum des Banken- und Administrationsviertel von Kigali. Vor uns breitet sich eine Hügellandschaft aus, die so beruhigend wirkt wie ein Panoramabild in einem Yoga-Raum: Weite sanfte Hügelreihen, die sich ins Endlose verlieren und wellig grüne Streifen, die sich aneinanderschmiegen. Allmählich lösen sich die Konturen in der lila-rosa Pastellpalette auf, die sich über den Himmel gegossen hat.

Jean-Pierre sagt es vehement, bestimmt. Er ist ein ruhiger, fröhlicher und offener junger Ruander. Im Anzug und makellos weissen Hemd. 1982, gleiches Geburtsjahr wie mein Bruder. In den Präsentationen hier fällt das Geburtsjahr so häufig wie in der Schweiz der Arbeitsort.

Der neu angeschlagene Ton lässt mich aufhorchen. Noch so ein Fettnäpfchen-Land.

Jean-Pierre nimmt mein Notizheft und beginnt mit einem stumpfen Bleistift herumzukritzeln. Es entsteht eine Landkarte, darauf ein Viereck mit einem Kreuz, daneben ein Quadrat. Er streicht es wieder durch.

"Nein, eigentlich waren wir eher hier, auf dieser Seite der Kirche."

"Wo dein Vater predigte?"

"Ja, genau die."

"Hier waren wir versteckt, als der Angriff auf das Lager passierte, es war direkt hinter der Kirche, wir konnten jedes Detail hören. Wir warteten darauf, dass sie uns in jedem Moment entdecken und vernichten würden."

"Als sie weg waren, flohen wir. Ich war noch klein. Es war sehr anstrengend – über die endlosen Leichenhügel."

Er bricht ab. Es entstehen in schneller Folge weitere Striche, die den Fluchtweg darstellen, quer durch die Landesfläche, dann hoch und runter am Kiwusee. Als möchte er möglichst schnell zu Ende sein und die Seite wenden können.

"In Ruanda gibt es einen Unterschied zwischen überleben und Überlebendem, between having survived and being a survivor. Die Tatsache, dass jemand am Leben ist, bedeutet nicht, dass er Überlebender ist."

Jean-Pierre ist Hutu, schießt es mir durch den Kopf. Immer durch die Blume, wie man von den Ruandern sagt. Nichts direkt ansprechen, schon gar nicht die Zugehörigkeit.

"Dann seid ihr nicht aus "ethnischen" Gründen verfolgt worden?"

"Mein Vater hatte Verfolgte versteckt."

Und damit sein Leben und das seiner Familie riskiert.

"Überlebender kann nur ein Tutsi sein? Also ein Hutu, der von den Genozid-Milizen verfolgt wurde, ist kein Überlebender?", frage ich, obwohl ich weiss, dass man heute diese Begriffe nicht mehr verwenden darf. Jean-Pierre hatte mir in einem früheren Gespräch nicht ohne Stolz erzählt, dass der Gebrauch der Zugehörigkeiten staatlich verboten wurde und gerichtlich verfolgt wird.

Er trinkt von seinem Afrikanischen Tee mit Milch.

"Yes, no matter. We think in different categories of people."

Auf der nächsten Seite des kleinen Notizhefts entsteht eine Art Rad mit eng aneinander liegenden Speichen. Dazwischen kritzelt er zahlreiche Kategorien, begleitet von verwirrenden Definitionen, von wann geflüchtet, wohin geflohen, wann zurückgekehrt, wann geboren, von wessen Eltern etc.

"Be careful with these categories." Ich nicke, obwohl auf dem kleinen Stück Papier so viele Speichen und Zwischenräume sind, dass ich im Nachhinein nichts mehr davon entziffern kann.

"Otherwise you can get into troubles."

Tuez les tous

Ich sitze mit einer Gruppe junger Menschen im Allzweckzimmer im Iriba-Centre. Geschichtsunterricht mit Assumpta bedeutet nicht Fakten und Zahlen schichten. Vielmehr verbindet Geschichte hier Identitätsbildung, Psychologie, Soziologie, Biologie, Literatur, Ethnologie, Staatstheorie, Philosophie und Kultur.

Heute steht auf dem Programm der Film Tuez les tous. Ein Film der Entrüstung, produziert von einer Gruppe junger, französischer Dokumentarfilmer zehn Jahre nach dem Genozid. Ein Film der Fassungslosigkeit über die Rolle des französischen Staats und der internationalen Gemeinschaft im Genozid in Ruanda und der Lügen, mit denen die Bevölkerung Frankreichs im Finstern gehalten wurde. Obwohl vieles nach wie vor umstritten und nicht offiziell anerkannt ist, kann davon ausgegangen werden, dass die Unterstützung der Hutu durch Frankreich massiv war. Die Hutu-Regierung hatte während des Bürgerkriegs, der dem Völkermord voranging die staatliche Armee von wenigen Tausenden auf mehrere Zehntausend ausgebaut. Die französische Armee beteiligte sich sehr aktiv an der Ausbildung dieser grösstenteils unerfahrenen Soldaten und unterstützte dadurch direkt die Seite, die kurz darauf ihre neu erworbenen Kenntnisse für die Vernichtung der Tutsi anwendete. Noch dann, als Frankreich mit der Opération Turquoise nach Ruanda kam, um den Genozid zu stoppen, wurde der Einsatz zu einem Desaster. Bekannt ist der Fall von Bisesero, wo die französische Spezialeinheit sich drei Tage Zeit liess, bevor sie eingriff, obwohl sie von den nahe gelegenen Massakern gewusst haben soll. Diese Abwart-Taktik hat 40'000 bis 60'000 Menschen das Leben gekostet. Bisesero wurde zu einem der grössten Massaker überhaupt und dies nur wenige Tage vor Ende des Genozids.

Der Front patriotique du Rwanda (FPR), die Rebellengruppe, die sich in Uganda gebildet hatte und die von Anfang an ethnisch gemischt war, wurde von Frankreichs Miterrand als "invasion des forces anglophones" dargestellt, da Ruanda bis dahin französischsprachig, Uganda jedoch englischsprachig war. Das Argument wurde noch dann aufrechterhalten, als bereits die ersten Massaker 1991 und 1992 gegen Tutsi bekannt geworden waren. Diese Darstellung war ohnehin kaum haltbar, da der FPR hauptsächlich aus Ruändern (nicht Ugändern) bestand, die in Flüchtlingscamps in Uganda lebten, viele von ihnen seit Jahrzehnten, darunter auch Paul Kagame der Anführer der FPR und heutige Präsident. Ihre Hauptforderung war eine Demokratisierung von Ruanda und das Recht auf Rückkehr für die Geflüchteten, was ihnen vom damaligen ruandischen Präsidenten in den 80er Jahren verboten worden war. Obwohl auch der FPR massenhaft Menschen tötete und in die Flucht trieb, waren es dennoch sie, denen es gelang, den Genozid zu beenden.

Der Film ist voller explosiver Aussagen. Die Jugendlichen im Raum sind betroffen und gleichzeitig voller neuer Fragezeichen. Die Jungen sind Teilnehmer eines Austauschprogramms. Sie kommen aus Belgien, dem Kongo und Ruanda und sind hier zusammengetroffen, um gemeinsam darüber zu reflektieren, wie sie mit ihrer direkten oder indirekten Kriegsvergangenheit umgehen.

Belgien war nach dem Ersten Weltkrieg (und nach der deutschen Kolonialherrschaft) bis zur Unabhängigkeit Ruandas 1962 Kolonialmacht und unter anderem hauptverantwortlich für die verheerende Volkszählung in den 30er Jahren, die das Konstrukt der "Ethnien" Hutu versus Tutsi festigte. Heute sind sich die meisten Forscher einig, dass es sich nicht um Volksgruppen handelt, sondern um soziale Schichten, die ursprünglich durchlässig waren, man also vom Hutu zum Tutsi und umgekehrt werden konnte. "Hutu" bedeute so viel wie "Untertan" und "Tutsi" "reich an Vieh".

Überhaupt spielte die gesamte internationale Gemeinschaft eine schändliche Rolle vor und während des Genozids. Nicht nur die einzelnen Länder, auch die Vereinten Nationen zogen sich zurück. Bereits zu Beginn waren in einem strategischen Schlag der Hutu Power zehn belgische Blauhelme massakriert worden, worauf Belgien seine mehrere hundert Blauhelme zurückzog, wodurch die UNO das am besten ausgebildete Personal verlor. Es fehlte an Verstärkung und an Geld, es mangelte aber nicht an Wissen. Als das Schutzmandat aufgegeben werden mussten, konnten die Personen im Einsatz dabei zusehen, wie die Milizen auf den umliegenden Hügeln bereits "Messer wetzend" Position einnahmen, um die Schutzsuchenden, die sich flehend an Fahrzeuge und Menschen klammerten, nach Abzug der UNO niederzumetzeln.

Die fatale Entscheidung, dass die UNO nicht die nötigen Kompetenzen habe, die Bevölkerung zu schützen, muss auch im Zusammenhang mit Somalia gesehen werden. Kurz zuvor waren dort 23 Blauhelme in Stücke gehackt worden, worauf US-Truppen eingriffen und es zu einer der schlimmsten Demütigungen der US-Truppen seit Vietnam kam. Die Folgen der Vermischung von Friedens- und Militäreinsatz UN-US wurde zum Skandal. Zwei Tage nach der Demütigung in Somalia musste der UN-Sicherheitsrat über den Einsatz in Ruanda entscheiden. Wobei man sich dazu entschloss, im Fall von Ruanda nur ein sehr beschränktes Mandat und Ressourcen zu erteilen.

Die UNO hatte nach Ende des Kalten Kriegs von 1989 bis 1994 18 neue Mandate erhalten, also mehr als in den 44 Jahren vorher zusammen. Es mangelte überall an Geld und es handelte sich vielerorts um schwierige bis unmögliche Konstellationen für den beschränkten Handlungsspielraum der UNO. Im Gegensatz zu Ländern wie Frankreich hat Kofi Annan immerhin öffentlich für das Versagen der UNO um Vergebung gebeten.

Nicht zuletzt kann das Wegschauen vieler internationaler Akteure und der Zivilgesellschaft auch damit erklärt – nicht entschuldigt - werden, dass der Fokus im Westen auf dem Balkan und den dort wütenden Kriegen lag.

Einige Tage nach der Filmvorführung und Diskussion im Iriba-Centre stehe ich vor der Kicukuro Gedenkstätte, wo belgische UN-Peacekeepers 2000 Flüchtlinge ihren Schlächtern überliessen. Das Mahnmal wurde erst dieses Jahr errichtet oder erneuert. Es ist ein schlichter würdevoller "Erinnerungsgarten", eine Mischung aus vereinzelt verstreut liegenden Steinen, spiralförmigen Wegen und grossflächigen Mustern aus Sträuchern und Blumen auf dem rot sandigen Boden. Beim Eingang ruht ein Stein so gross wie ein Findling mit der Aufschrift:

Une pierre, telle la mémoire pour l'éternité. Un jardin, telle la renaissance après un génocide.

Wo war die Schweiz?

Wo war die Schweiz?

Diese Frage stellt sich unweigerlich, denn sie war da, die Schweiz. Sie war in Ruanda. Und das schon lange vor dem Genozid.

"Die Vorzeichen der ethnisch und rassistisch motivierten Gewalt haben sich dort schon in den sechziger und siebziger Jahren in extremer Form gezeigt. Spätestens als 1973 auf Weisung der Huturegierung innerhalb der Hilfsprojekte viele lokale Tutsimitarbeiter aus ethnischen Gründen entlassen werden mussten und verfolgt wurden, hätten bei den DEZA-Verantwortlichen alle Alarmglocken schrillen sollen."

Dies sind die ernüchternden [Einschätzungen](#) von Thomas Isler, der sich mit seinem Film *Wir kamen um zu helfen* intensiv mit der Rolle der Schweiz in Ruanda auseinandersetzte.

Seit den 60er Jahren bis zum Genozid hat die Schweiz circa 300 Millionen Franken in Ruanda investiert. Die offizielle Schweiz setzte zunächst auf Handel und wirtschaftliche Zusammenarbeit: So begann man mit dem Aufbau von Kooperativen nach dem Modell von Migros und von Volksbanken, die dem Konzept der Raiffeisen-Kassen glichen. Auch wurde Infrastruktur und der Zentralstaat gestärkt. Später, man definierte mittlerweile "Entwicklung" auch mit einem menschlichen Ansatz, begann man lokaler zu finanzieren und Teilhabe und Dezentralisierung zu fördern. Dieser gute Wille kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass man über Jahrzehnte hinweg genau die Seite unterstützt hat, die seit 1959 Massaker ausübte. Zudem wurden die Strukturen der Ausgrenzung und die herannahende ökonomische Krise entweder nicht wahrgenommen oder nicht ins Handeln übersetzt. Entwicklung blieb für die Schweiz etwas Lineares, Ökonomisches, Technisches.

Im zwischenethnischen Konflikt hätten die Schweizer bis 1994 wiederholt für das Hutu-Regime Partei ergriffen, schreibt Lukas Zürcher in seiner Studie *Die Schweiz in Ruanda (1900-1975)*, in [Interviews](#) und [Radiosendungen](#).

Die Schweiz soll der Einschätzung verfallen sein, man müsse sich für die Mehrheit im Land und gegen die Minderheit einsetzen. Begründet wird dies mit der Logik, man hätte Parallelen gezogen mit der eigenen Geschichte, wobei die Eidgenossen die Mehrheit im Land repräsentierten, die auch ursprünglich aus der Region seien (also die Hutu) und die Tutsi mit den Habsburgern gleichgesetzt wurden, den Wohlhabenden, die ins Land eingedrungen waren, um den Armen ihr Land zu nehmen, und über sie zu dominieren. Mit dieser Linse wurde die Gewalt der Hutu als legitime Aktion der Verteidigung betrachtet.

Die Fehleinschätzung weiter begünstigt hat der Genozid in Burundi, bei dem 1972 die Tutsi die Hutu zu vernichten versuchten. Ein perfektes Argument für die radikalen Hutu in Ruanda, die die Vernichtung der Tutsi erfolgreich als "Selbstverteidigung" der Hutu darstellten.

Die bilaterale Zusammenarbeit der Eidgenossenschaft füge sich nahtlos in die Geschichte der Kolonialisierung Afrikas, der diplomatischen Beziehungen und einer erweiterten Geopolitik ein, so Zürcher weiter. In der Logik der beiden Blöcke im Kalten Krieg vollziehe sie sich in einem Kampf gegen den Kommunismus auf dem afrikanischen Kontinent.

Sie entspreche auch einem Anerkennungsbedürfnis eines 'kleinen Landes' auf dem internationalen Parkett. Denn ihr Image nach dem Zweiten Weltkrieg war angeschlagen und durch ihre Nichtzugehörigkeit zur UNO befand sie sich in einer isolierten Position, die sie durch bilaterale Entwicklungshilfe wettmachen wollte.

Im Vordergrund der Schweizer Entwicklungshilfe stand die technische Unterstützung. Im politischen Bereich brachte sie sich kaum ein. Dabei wäre ihr Wissen, Erfahrung und Status als Land ohne Kolonialgeschichte gerade in der politischen Entwicklung dringend notwendig gewesen. Dies gilt insbesondere im Bereich des Demokratisierungsprozesses, der auf internationalen Druck, darunter auch die Schweiz, ausgelöst worden war und der zum Wegbereiter wurde für den Genozid.

Der umstrittene Bericht unter der Leitung von Joseph Voyame, dem ehemaligen Direktor des Bundesamts für Justiz (1996), erwähne, dass die Katastrophe und vor allem deren Ausmass nicht voraussehbar gewesen sei. Zudem werde im Bericht angedeutet, dass es sich um Doppel-Genozid handelte – dass die Tutsi auch beabsichtigten, die Hutu auszurotten – ein Argument, das aus der Küche der Genozid-Anführer stammt und wissenschaftlich nicht haltbar sei, so Zürcher. Zürcher schätzt den Bericht, der nach wie vor im geschlossenen Bundesarchiv verwahrt wird, als zu wenig selbstkritisch ein. Immerhin kritisiert die Arbeitsgruppe, die den Bericht ausarbeitete, dass die Schweiz keine spezifischen Massnahmen zur Bewältigung der Wirtschaftskrise, insbesondere der Hungersnot von 1989 und der grassierenden Arbeitslosigkeit ergriffen habe und dass sich die Schweiz in den dem Genozid vorangehenden Jahren nicht aktiver eingebracht hat in die Politik. Das ruandische Beispiel vermittele den Eindruck, dass die Schweizer Politik sich um diejenigen Länder kümmere, die wirtschaftlich interessant sind, während die armen Länder der DEZA überlassen werden.

Besonders grosse Fragezeichen werfen die gesamthaft sechs Schweizer Präsidenschaftsberater auf. Diese arbeiteten zu unterschiedlichen Zeiten zwischen 1963 und 1993 für den ruandischen Präsidenten, wurden aber von der Schweiz bezahlt, wobei der Berater der Schweiz keinerlei Tätigkeitsberichte vorlegen musste. Der letzte Schweizer Berater, der von 1982 bis kurz vor dem Völkermord, also ganze elf Jahre lang, an der Seite des damaligen Präsidenten Juvénal Habyarimana stand, war Charles Jeanneret. Aktiv unter anderem in den Bereichen Politik, Wirtschaft und Finanzen soll Jeanneret äusserst grossen Einfluss auf den Präsidenten gehabt haben. Zu seiner genaueren Rolle fehlen öffentliche Untersuchungen.

Nicht weniger düster, wenn auch nicht im Namen der offiziellen Schweiz war die Rolle des Schweizer André Perraudin (1914 bis 2003), ein Missionar, der später zum Oberhaupt der katholischen Kirche in Ruanda wurde. Zürcher zeigt in seiner Dissertation, dass Perraudin "massgeblich zur Beschleunigung der Polarisierung von Hutu und Tutsi beitrug", indem er etwa hartnäckig an der Theorie festhielt, wonach Hutu und Tutsi verschiedene Rassen seien. Ein ruandischer Historiker wirft dem Schweizer Erzbischof gar Beihilfe zum Genozid vor. Perraudin lebte bis zu seinem Tod im Wallis, wo er von Ruändern auf sein sechzigjähriges Priesterjubiläum eine goldene Machete geschenkt gekriegt hat, schreibt Barbara Achermann in ihrem [ZEIT-Artikel](#) zum 25. Gedenktag.

Eine öffentliche Aufarbeitung der Rolle der Schweiz in Ruanda fand bisher nicht statt. Wichtige Fragen zur Nicht-Festnahme von Kriegsverbrechern, [Waffeneinkäufen](#), die von der Hutu-Seite während des Genozids in der Schweiz getätigt wurden, und Schweizer Geldern, die in den Händen der Genozidären landeten, fanden und finden wenig Aufmerksamkeit in der Schweizer Öffentlichkeit.

Ruanda hingegen erinnert sich sehr wohl daran, wie eng und lange die Schweiz mit den Hutu-Regierungen zusammengearbeitet hatte und sich immer wieder ungeachtet der Gewaltausübung durch dieselben auf deren Seite gestellt hatte. Bis heute warten Ruander darauf, dass die offizielle Schweiz die begangenen Fehler eingesteht. Das ruandische Parlament erinnerte anlässlich der Teilnahme der Schweizer Delegation an der 25. Gedenkfeier an die [ausstehende Aufarbeitung](#).

Der Papst Franziskus hat 2017, 23 Jahre nach dem Völkermord, um [Vergebung](#) für die abscheulichen Verbrechen, die sowohl von der Kirche als Institution als auch von einzelnen Kirchenvertretern begangen wurden, gebeten. Eine Inspiration für die Schweiz? Wenn nicht jetzt, wann dann?

Wenn man sieht, wofür Menschen in Ruanda bereit sind hinzustehen und um Vergebung zu bitten, wie bereit sie sind, die eigene Schuld einzugestehen und den Preis dafür zu bezahlen, wirkt es um so unangemessener, dass sich die Schweiz nicht einmal zu einem offiziellen Statement durchringen kann.

[Irene und die unbedingte Liebe](#)

Ein junger Mann in schwarzer Bügelhose und in einem knallroten, langen afrikanischen Hemd leuchtet mir aus dem Grün des Gartens entgegen. Er gehe anschliessend in die Messe, erklärt er lächelnd seinen herausgeputzten Look. Irene ist der Freund von einem Freund von einem Freund von einem Freund, den ich auf jeden Fall kennenlernen müsse. "Nicht jeder kann über so etwas reden", hatte man mir gesagt. Er hat es geschafft.

Wir setzen uns auf die allgegenwärtigen weissen Plastikstühle, rund um uns tiefgrüner Dschungel. Ein warmer Wind fegt mir regelmässig die Haare ins Gesicht und die Notizbuchseiten aus der Hand.

Irene spricht leise, wählt seine Worte langsam aber exakt und unterbricht sich selbst immer wieder mit langen Pausen. Er wirkt schüchtern, fragend aber offen und ehrlich.

Er ist noch neu in dieser Identität und trägt sie wie ein frisch gekauftes Kleidungsstück: Mit prüfendem Blick in den Spiegel und der Frage auf dem Gesicht "Passt es mir?" Aus dem Verstecken an die Öffentlichkeit, von der Selbstanklage zum Vorbild, aus der Isolierung zum gefragten Mann, von Schuld und Verstossung zu Achtung und Aufmerksamkeit.

"Weisst du, wer mich inspiriert hat für meine Arbeit? - Napoleon."

Ich kann meine Verblüffung nicht verstecken. Nicht gerade die Persönlichkeit, die ich mit Gewaltlosigkeit verbinde.

Irene lächelt. Napoleon soll gesagt haben:

"Die Welt leidet. Nicht wegen der Gewalt der Bösen, sondern wegen der Tatenlosigkeit der Guten."

Krass, denke ich, ausgerechnet diesen Satz an diesem Ort! Würde doch diese Haltung die Täter aus der Verantwortung nehmen. Aber darf man diese Bedenken aussprechen, einem Menschen gegenüber, der durch die Taten seiner Eltern schon mehr als die tragbare Last mit sich schleppt?

Wer trägt mehr zur Gewalt bei, diejenigen, die sie ausüben oder diejenigen die sie schweigend akzeptieren? Die grosse Masse ist nicht selbst gewalttätig, aber sie ist bereit die Gewalt als "normales Phänomen" anzunehmen. Wie gross wäre die Macht der Menge, wenn sie diese Akzeptanz verweigern würde, wenn sie sich aktiv für die Gewaltlosigkeit einsetzen würde? Wo waren die menschlichen Ruander 1994? Wo war die Welt? Die UNO? Wo waren die Menschen weltweit? Die Friedensverfechter und sozial Engagierten, die das Ende der Apartheid im selben Jahr feierten, die gegen Vietnam protestiert hatten und die sich für die Bekämpfung der grassierenden Cholera-Epidemie im Kongo, also an der Grenze zu Ruanda einsetzten, während im Nachbarland, mit nie da gewesener Geschwindigkeit menschliches Leben geschlachtet wurden.

Und wo sind sie heute, die "Guten"? Wer wehrt sich gegen die Normalisierung der Gewalt?

Irene holt mich in die Gegenwart zurück. "Dieser Satz hat mir meine Handlungsfähigkeit zurückgegeben. Er hat mir den Mut gegeben, mich für das Gute einzusetzen. Er hat die Möglichkeit aufgetan, das Gute zu tun."

Irene, schlank und mit feinen Gesichtszügen schaut auf seine dunklen Hände auf dem weissen Plastiktisch.

"Sie haben meinen Vater vor meinen Augen verhaftet, als wir aus dem Kongo zurückkamen. Die Mutter etwas später. Ich war absolut überzeugt von ihrer Unschuld. Es ist schwierig, jemanden, den man liebt, als schuldig zu sehen. Erst recht für ein Kind, das von den Eltern geliebt wird und das seine Eltern liebt."

Irene wollte und konnte es nicht glauben, dass seine Eltern auf irgendeine Weise in die Organisation des Genozids verwickelt gewesen sein sollen. Er hasste den Staat dafür, seine Eltern fälschlicherweise verhaftet zu haben, und sah seine Eltern und sich selbst als Opfer eines Racheaktes. Bis zu jenem Tag, als er bei den Eltern nachfragte und sie ihm ihr Mittun bestätigten. Noch dann blieb es kaum fassbar. Aber langsam sickerte es in sein Bewusstsein, dass er nicht der Sohn von Opfern, sondern von Tätern war. Und dass sie, während sie ihn von den Grausamkeiten abschirmten, täglich zur Arbeit gingen, wo sie Strategien zur Vernichtung der Nachbarn ausarbeiteten.

Nach der Verhaftung der Eltern wurden die Kinder Pflegefamilien zugewiesen. "Bei den Familien ging es uns sehr schlecht – wir waren sehr unglücklich", beschreibt Irene, ohne mehr Details dazu geben zu wollen.

So bildeten die Geschwister zusammen einen erwachsenlosen Haushalt. Irene war mit nur 11 Jahren verantwortlich für seine Geschwister. Sein älterer Bruder hatte die Vorfälle psychisch nicht verkraftet, sodass Irene mit der immensen Aufgabe und Verantwortung alleine dastand. Es folgte eine düstere Zeit des Hungers und der Illegalität, der Angst vor Gewalt und davor, die Geschwister nicht ernähren zu können. Eine Zeit des Versteckens vor der Öffentlichkeit aus Furcht, ebenfalls im Gefängnis zu landen. Eine Zeit des Hasses gegen die Eltern, gegen die Vergangenheit, gegen den Staat, gegen sich selbst.

Die Identität der Unschuld war am Boden zersprungen und hatte dem Gefühl der Mitschuld für die Taten der Eltern Platz gemacht. Ein Gefühl, das ihn ausfüllte, aushöhlte, ausfrass.

Irene erfand eine künstliche Identität mit falscher Herkunft, falschem Namen und falschen Eltern. Er verlor noch die letzten der wenigen Freunde, die den Genozid überlebt hatten und im Land geblieben waren. Er versank in der absoluten Einsamkeit und Isolation.

Wie Lebenssinn finden als Sohn von denen, die eine Vernichtungsmaschinerie gefüttert haben? Mit der Selbstbeschuldigung nichts gemerkt zu haben. Und überhaupt die Schuld, überlebt zu haben während andere grundlos ausgelöscht wurden. Verdammt, selbst eine lebende Erinnerung an die Gräueltaten sein zu müssen. Zum Symbol geworden für den absolutesten Hass und die radikalste Form von Rassismus. Ein Sinnbild dessen, was man selbst verachtet. Wozu leben? Wie ausbrechen aus diesem Sog der Selbstverachtung? Wie sich selbst werden, wenn das Blut bis in deine letzte Ader gefärbt ist von dieser Vergangenheit. Eine aufgestülpte Finsternis, die wie Pech am Körper festklebt und sich tief in die Seele gefressen hat.

Mit 25, nach 15 Jahren Kampf, schaffte er es, das erste Mal über seine Herkunft zu sprechen.

"Mich öffentlich zu meinen Eltern zu bekennen war ein Heilungsprozess. Plötzlich konnte ich der unerträglichen Isolation entkommen."

Er habe gemerkt, dass er eine Wahl hatte, in diesem Leidenszustand zu bleiben oder nicht. Er entschied sich für das Zweite. Er begann das Unglück nicht mehr als Strafe, sondern als Prüfung zu sehen. Und vor allem wurde ihm bewusst, wie viele andere Isolierte und Identitätsverweigerer es gab, die genauso wie er in der Vergangenheit zu ertrinken drohten. Vom Hilflosen wurde er zum Helfer. Anderen helfen, um sich selbst zu helfen, um ihnen zu helfen, um der Gesellschaft zu helfen. Er lud sie ein und holte sie aus ihrer Ausgeschlossenheit.

Er gründete die Mizeo Care Organization, eine NGO, die Kinder von Genozid-Tätern unterstützt und für die er kürzlich die Auszeichnung "Young Rwandans Achievers Award" erhalten hat.

Irene ist getrieben vom Willen, etwas Positives an die nächste Generation weitergeben zu können. "Ich weiss, welche Last ein Erbe sein kann." Ein Leben, das zum Tod verurteilt ist. Ein Leben, das in sich eine Todeszelle trägt, die dir Stück für Stück alles zerfrisst. Ein Leben wie eine tickende Bombe, von der du weisst, dass sie dich und alles um dich verseuchen wird."

"Und die Eltern?"

"Besuche ich regelmässig im Gefängnis. Mein Vater hat lebenslänglich und meine Mutter 35 Jahre gekriegt."

Sein älterer Bruder schaffe diesen Schritt noch nicht. "Er wird es schon schaffen, aber einfach ist es nicht." Ich bin nicht sicher, in seiner Stimme die Zuversicht seiner Worte wiederzufinden.

"Als ich die Wahrheit erfuhr, begann ich sie zu hassen. Dafür was sie im Genozid getan haben und dafür wie sie mein Leben in den Abgrund gestürzt hatten."

"Und heute?"

Irene zögert.

"Das ist vielleicht schwer zu verstehen. Sie haben mich um Vergebung gebeten und ich habe ihnen vergeben. Ich habe nicht akzeptiert, was sie taten, und werde es nie tun können. Aber wenn ich sie hasse, macht mich

das kein Stück besser als sie. Es nähert mich eher ihrer Schandtat an. Der Hass soll bei mir keinen Platz finden. Hass zerfrisst allem voran dich, nicht den anderen, den du hasst."

Durch seine Bereitschaft, seinen Erzeugern zu vergeben, hat er sich selbst seine Existenz verziehen.

Irene schweigt einen Moment. Wir schauen ins sachte wiegende Grün der Bäume, die uns angenehmen Schatten spenden.

"Ich liebe sie. Ich liebe sie wieder."

Mir ist kalt und warm gleichzeitig. Der Satz sinkt in mich hinein, bis er irgendwo tief innen aufschlägt und ich möchte "nein" schreien. Sie haben unzählige unschuldige Menschen vernichten lassen, sie haben Massaker angeordnet, sie haben ihre Nächsten verraten! Sie sind Schänder, Monster, Schlächter! Man kann, man darf sie nicht lieben!

Ich schaue ihn von der Seite an, sein Gesicht ist bewegt, er presst die Lippen zusammen. Dann lächelt er. Ich fürchte, dass er meine Gedanken lesen kann.

"Es hat eine Weile gedauert, bis ich das geschafft hab. Es hat mich befreit, die Liebe zu den Eltern hat mich befreit. Sie hat mich zu einem Menschen gemacht. Die Liebe hat mir ein zweites Leben geschenkt."

Kurz danach sitze ich auf dem Motorrad und stelle fest, dass mir die Tränen kommen.

Ich glaube, ich habe noch nie eine so berührende Liebeserklärung gehört. An einem Ort, wo man gerade Liebe am wenigsten erwarten würde.

Könnte ich es? Könnte ich meinen Eltern eine solche Schuld verzeihen? Bei wie viel kleineren Anschuldigungen sich Familien bei uns zerstreiten und es nicht mehr schaffen, wieder zueinanderzufinden. Lächerlich.

Gisimba und seine vierhundert Kinder

Damas Gisimba kommt direkt von einer Hochzeit. Er führt uns im perfekt gebügelten dunkelblauen Hemd am Basketball-Spielfeld entlang zu einem niedrigen Gebäude und öffnet die Holztür in ein kleines, dunkles Büro. Er sei in letzter Zeit fast immer an Hochzeiten oder Taufen, lacht er. Eine Tatsache, die viel über ihn aussagt und darüber, was er für diejenigen bedeutet, die heute im Heiratsalter sind. Für Tausende von Kindern ist er ihr Vater, wurde zum Vater über die jahrzehntelange Arbeit als Leiter des Kinderheims, das seine Grosseltern 1945 nach einer grossen Hungersnot gegründet hatten. Und für einige Hundert, die heute zwischen 20 und 30 sind, ist er nicht nur das, er ist ihr Lebensretter.

"Wir haben neun verloren, neun wurden uns getötet." Er spricht von ihnen wie von seinen eigenen Kindern.

Die Kämpfer im Bluttausch liessen nicht locker und kehrten immer wieder zurück, um das Heim zu überfallen und alles Leben darin auszulöschen.

"C'est vos enfants que je garde", habe er sie zu überzeugen versucht. Einerseits da die Milizionäre aus demselben Quartier waren wie die Heimbewohner. Andererseits weil es tatsächlich Hutu Kinder darunter hatte und weil man es von vielen nicht wusste und nicht sagen konnte, welcher Gruppe sie angehörten.

Schnell sprach sich herum, dass das Waisenhaus zur Rettungsinsel geworden war. Und immer mehr Flüchtlinge, auch erwachsene baten um Einlass und Schutz. Aus den 65 Heimbewohnern wurden plötzlich fast 400. "398", sagt er mit einer Präzision, die zum Ausdruck bringt, wie viel es kostet, eine Person mehr oder weniger zu schützen oder zu verlieren.

Er hätte keinen Augenblick daran geglaubt, dass er überleben würde. Nie hätte er so wild gewordene Menschenhorden gesehen wie diese Milizen. Eine Weile liessen sie sich mit Geld abwimmeln. Aber dieses war bald aus. Das Gebäude wurde ein ums andere Mal umzingelt. Die Eingekehlten glaubten jeden Moment, ihr Tod müsse sogleich eintreffen. Es bleibt ein Wunder, dass das Heim nicht ausgelöscht wurde. "Un miracle", sagt Gisimba immer wieder, "on ne peut pas l'expliquer autrement." Die einzige Waffe, über die sie verfügt hätten, war ihr Gebet. Sie hätten ihre Tage damit verbracht zu Gott zu beten, die Schutzsuchenden und er, von morgenfrüh bis Abend spät.

Wir sitzen in seinem kleinen Büro. Das Waisenheim wurde in der Zwischenzeit umfunktioniert in ein Zentrum für Spiel und Sport, wo Kinder und Jugendliche ihre Nachmittage verbringen und von einem breiten Angebot an Aktivitäten profitieren können. Die Kinderheime wurden vom Staat abgeschafft aus der Überzeugung, diese seien un-ruandisch und dass es den Kindern besser gehe, wenn sie direkt von Familien aufgenommen werden. In meinen Gesprächen höre ich von vielen, dass sie elternlose Kinder aufgezogen oder mit ihnen gross geworden sind. Oft bedeutete dies, nicht nur ein Kind aufzunehmen, sondern sämtliche Geschwister.

Indem er sich immer wieder, manchmal mehrmals täglich schützend vor das Kinderheimtor stellte, riskierte Damas Gisimba nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch das seines Kleinkindes und seiner Ehefrau. Er wusste, dass wenn Tutsi-Retter aufgegriffen wurden, zuerst deren Angehörigen auf brutalste Art und Weise gefoltert wurden. Er beteuert, dass es für ihn in diesem Moment keinen Unterschied gegeben hätte zwischen dem eigenen Kind und den Heimkindern. Er hätte sich für sie verantwortlich gefühlt. Einerseits in Gedenken an seine eigenen Eltern, die das Beschützen von Bedürftigen wie ein Familienerbe an ihn weitergegeben hatten. Andererseits hätte er auch aus religiöser Überzeugung ausgeharrt. Sein Glaube hätten ihn geleitet in den marternden Stunden voller Angst und Ungewissheit. Nicht zuletzt sei er von seiner Frau immer unterstützt worden in seiner Entscheidung. Sie habe viel geholfen, bei der Bewältigung des Unmöglichen.

Später gehen wir über den Innenhof. Einige Jugendliche spielen noch im Dunkeln Basketball. Gisimba zeigt uns eine Gedenktafel für die neun Personen, die nicht überlebt haben und deutet an, wo die Opfer umgebracht wurden.

Überlebt haben 398.

Er glaube, er sei am Leben gelassen worden, um das Erlebte erzählen zu können. Und – um im auf den Genozid folgenden Chaos von verlorenen Angehörigen den massenhaft Verwaisten ein Zuhause oder mindestens erste Lebenshilfen geben zu können. Ein Tropfen auf den heissen Stein, bei den Hunderttausenden Waisen. Die Zahl nahm weiter zu mit der Verhaftung von Tätern und dem

Dahinsterben durch Aids-Infizierung, anderen Krankheiten und Hunger. 700 Kinder hätten sie betreut im Sommer 1994, im Heim, das für 50 gebaut worden war. Fast täglich fanden sie neue Kinder vor den Toren.

Er kenne den Anführer der lokalen Interahamwemiliz. Sie seien bereits zuvor gut bekannt gewesen. Er habe ihn nach dem Genozid im Gefängnis besucht und ihm vergeben.

"C'est Dieu qui jugera."

Aber auf ihren Dank muss er nicht bis dahin warten. Die geretteten Kinder sind heute Erwachsene, einige unter ihnen arbeiten im ehemaligen Heim. Zum Glück, er komme selbst fast nicht mehr zum Arbeiten, so zahlreich seien die Familienfeste, an die er von seinen damaligen Schützlingen eingeladen wird. Hunderte Hochzeiten und Taufen ohne Familienangehörige.

"*Les Justes*" ist der am häufigsten verwendete Begriff für Personen, die während des Genozids in Ruanda andere vor den Tötungsmeuten in Schutz nahmen. Das Wort wurde aus dem Holocaust übernommen und schliesst nur Retter ein, die dies ohne persönlichen Profit (wie sexuelle Versklavung) taten. Es war Teil des ausgeklügelten Vernichtungsplans, dass der erste Angriff den moderaten Hutu galt. Jegliches Einstehen für die Verfolgten wurde mit grausamsten Hinrichtungsformen und öffentlicher Schändung der Leichen bestraft.

Die Organisation Ibuka kam bei einer Untersuchung 2011 auf 271 *Justes*. Der im Westen bekannteste ist Paul Rusesabagina, der im heroischen Spielfilm *Hotel Rwanda* porträtiert wird. Ihm ist es gelungen, über tausend Bedrohte vor der Vernichtung zu retten. Seine tatsächliche Rolle ist in Ruanda selbst etwas umstritten. Im Hotel Mille Collines, am Rettungsort der Geflüchteten, kann man heute wieder übernachten. Persönlich fand ich das zwar befremdlich, zu sehen, wie sich Menschen am Pool dieses Resorts mitten in der Hauptstadt reckeln. Ist doch das luxuriöse belgische Hotel und Treffpunkt für die internationale High Society auch Symbol für die Kolonialpolitik und das absolute Versagen der internationalen Gemeinschaft vor und während des Genozids.

Die tatsächliche Anzahl der *Justes* zu eruieren, ist unmöglich. Zu viele mussten ihr Leben lassen und ihre Tat blieb ohne Zeugen. Und viele derer, die jemanden gerettet haben, gehören der ärmsten Bevölkerungsschicht an, sind äusserst bescheiden und kaum aufzufinden.

In seiner Essay-Sammlung zum Thema bezeichnet Jacques Roisin sie als "aussergewöhnlich Normalen", "les exceptionnellement normaux". Nur ein Wunschdenken? Der Wunsch, die Norm, also die Mehrheit würde sich für die Rettung von Verfolgten einsetzen?

Oder wäre es nicht doch vielleicht "normal" und im Menschen verinnerlicht, dass er sich gegen Gewalt entscheidet?

Wer möchte nicht zu denjenigen zählen, die wie die *Justes* zu Menschenrettern werden? Was kann man tun, damit man sich im Fall einer Krise wie sie und nicht wie die Schlächter verhält? Wie bauen wir dieses Bewusstsein für Mechanismen der Gewalt auf? Wie stärken wir unser Immunsystem gegen perfide Angriffe auf das Menschliche in uns?

Vielleicht dadurch, dass wir uns mit Menschen befassen, die uns diese Haltung vorleben, im Früher oder im Heute. Die uns zeigen, dass es Alternativen gibt. Und dass wir mitentscheiden, was zur Normalität wird.

Das Lied der Kuh

"Wir werden dir das Lied der Kuh singen!", ruft mir Assumpta zu. Wir sitzen im kleineren der beiden Räume des Zentrums mit vier jungen Ruandern, die sich zu Theater-, Musik- und Tanzprojekten austauschen.

Sie wechseln die Sprachen fließend, je nach Vergangenheit und Thema, fühlen sie sich in Kinyarwanda, Englisch oder Französisch sicherer. Dass der Kuh eine besondere Bedeutung zukommt, findet man schnell heraus. Immer wieder werde ich auf die Kühe in der Schweiz angesprochen und auf eine gewisse diesbezügliche Verwandtschaft zwischen den Ländern.

Bereits am ersten Tag, hatte mich Magda vorgewarnt, die Kuh in all ihren Formen zu ehren. "You never refuse milk in this country. No matter if you shit in your pants on your way back. You have to drink it." Ein Satz, den so nur Magda sagen kann. Es folgte die dazugehörige Geschichte eines Besuchs auf dem Land. Dann fährt sie in wissenschaftlichem Ton und mit Ärztesblick fort: Das Schlimmste daran, eigentlich seien die allermeisten Ruander Laktose-intolerant. Aber was will man tun, Kultur ist Kultur.

Während meine Gedanken kurz zu Magda abschweifen stimmen die vier jungen Kulturschaffenden und Assumpta zusammen a Capella ein vierstimmiges Lied an. Eine schöne gemächliche Melodie, die zu den schweren Schritten der kolossalen Kühe mit armlangen Hörnern im Bildband vor mir passt und deren Call-and-Response-Elemente so klingen, als würden sich die Hirten vom einen Hügel zum andern etwas zurufen, in einer Endlosschleife über die Tausenden Hügel hinweg.

Die idyllische Vorstellung ist allerdings schwer überschattet. Die Kühe sind nicht ganz unschuldig an der Polarisierung der Gesellschaft. Bei der Aufteilung der Bevölkerung in Hutu und Tutsi haben sich die Kolonialherren in der Volkszählung in den 30er-Jahren unter anderem auf die Anzahl Kühe berufen. Wer mehr als zehn hatte, wurde als Tutsi eingetragen.

Das Singen in allen Lebenslagen hat eine sehr lange Tradition in Ruanda. Die Liedtexte wurden mündlich ohne schriftliche Notierung weitergegeben. Um so fataler die Auswirkungen auf das kulturelle Erbe durch den Genozid.

Zwei der Sänger im Raum sind die Enkel einer weitbekannten Sängerin. Sie haben viele der Lieder noch von ihr gelernt.

"Si seulement ils arrivaient à retenir les textes, ces jeunes!", mockiert sich Assumpta. "Vous êtes la mémoire culturelle de ce pays!"

Sie hören ihn nicht zum ersten Mal, diesen Satz. Sie kennen dieses Gefühl von Verantwortung für die Zukunft ihres Landes. In Assumptas Ausruf ist aber nicht nur die Verantwortung, sondern auch die Ermutigung, der Ansporn, der Glaube an sie.

Sie legen ihre Spickzettel weg und wiederholen das Lied mit den endlos scheinenden Strophen.

Die Musik hatte gemeinsam mit dem Radio eine verheerende Rolle gespielt beim Aufheizen der Hassstimmung gegen die Tutsi. Bekannt wurde vor allem der Sänger Simon Bikindi, der in seinen Liedern zu ethnischer Trennung und Gewalt gegen die Tutsi aufrief.

Dass aber gerade die Musik, auch den Prozess der Versöhnung fördern kann, bestätigen viele Musiker. Zu ihnen gehört der Ruander Jean-Paul Samputu. Als er erfuhr, dass seine Eltern von seinem Kindheitsfreund umgebracht worden waren, verfiel er in eine schwere Depression begleitet von selbstzerstörerischem Alkohol- und Drogenkonsum. Er habe alles versucht, doch keine der Therapien oder Medikamente hätte geholfen. Erst neun Jahre später, als er es schliesslich schaffte, seinem Freund zu vergeben, hätte er sich aus der Abwärtsspirale befreien können.

Er hat zurückgefunden zu sich selbst und zur Musik. Heute baut er die Botschaft der Vergebung in seine Lieder ein und tritt gemeinsam mit seinem Freund und Mörder seiner Familie öffentlich auf.

"We cannot change the past but the way how we approach it, how we carry our feelings about it into the future. Let the history inform you not control you."

Halt auf Verlangen

"Stop, stop", rufe ich durch den vollgestopften Kleinbus. Der Pfeil auf der Karte auf meinem Handy zeigt an, dass ich an dem Ort angekommen sein muss, wo ich raus soll. Vor dem Fenster erkenne ich nichts, seit Stunden kurven wir durch roten Fels unweit vom Kiwusee.

Mushubati? Frage ich in die erstaunten Gesichter der Mitfahrenden. Viele nicken, lachen, rufen etwas zu, andere finden es sichtbarerweise seltsam, dass ich hier aussteigen will. Ich klettere über sitzhohe Gemüsesäcke und zwänge mich zwischen einer Frau mit einem Kind an der Brust und einem Greisen, dessen Sitz im Verlauf der Fahrt zu Boden gesackt ist, durch den niedrigen Bus. Ein Arm zieht mich über den letzten von Erde verkrusteten Kartoffelsack in Richtung der Öffnung.

"Du musst unbedingt Emilienne kennenlernen", hatte Assumpta in ihrer sanften doch entschiedenen Art gesagt und bereits die Nummer von Emilienne gewählt, bevor sie meine Frage beantwortet, wer denn Emilienne sei. Während es auf der anderen Seite klingelt, schaut mich Assumpta über den Bürotisch vielsagend an und flüstert in verschwörerischem Ton: "Tu comprendras", dann ein Fluss von runden weichen Lauten des Kinyarwanda.

Jetzt habe ich es schon fast geschafft, weit kann es nicht mehr sein. Raus gekämpft aus dem Bus stehe ich etwas verloren an der Strasse. Neben mir einige Jungs, die Kleider mit tellergrossen Löchern, bei den Schuhen hängt die Sohle herunter, andere sind barfuss. Kaum bin ich da, kommen wie aus dem Erdboden geschlüpft eine ganze Horde von Motorrad-Taxi-Fahrern.

"Dans aucun cas un de ces gamins", hatte mir Emilienne eingeschärft, sie schicke mir einen vertrauenswürdigen motard, er werde mich zu "ihrem Hügel" bringen, wie man hier sagt, also ihrem Dorf.

Der Fahrer hat denn auch einen vertrauenserweckenden Namen "Innocent". Noch beim Motorradfahren bleibt man in die Fragen der Schuld und Unschuld verstrickt. Ob die Hoffnung seiner Eltern, die ihm

diesen Namen gegeben hatten, erfüllt wurde, frage ich mich, als wir losknattern. Wie schuldig, mitschuldig, unschuldig hat er sich gemacht während des Genozids?

Wir kommen nur im Schrittempo vorwärts. Wir holpern durch Löcher und Wasserrinnen, die von den gnadenlosen Regenzeiten zurückgelassen wurden. Das Land wird zwei Mal im Jahr von diesen Wasserströmen heimgesucht. Fluten, die ganze Dörfer wegschwemmen und einzelne Hügel während Wochen vom Rest der Welt abschneiden.

Souverän und unzergerlich kurvt mich Innocent durch die unmögliche Achterbahn. Plötzlich gibt er Gas und rast wie wild geworden den Hang hinunter auf eine Holzbrücke zu, von der nur noch zwei handbreite Latten geblieben sind. Ich wäre jetzt gerne mit Protégé unterwegs, dem Fahrer von gestern. Ich schliesse die Augen und konzentriere mich darauf, nicht vom Sitz zu rutschen.

Etwas später lädt er mich vor einem Tor mit frisch gestrichenen hellgrünen Gitterstäben ab, verabschiedet sich mit einem knappen Nicken und verschwindet in einer roten Staubwolke. Ich danke dem Fahrer, dem Motorrad und Emilienne, die die Weitsicht hatte, mir den richtigen Brückenmeister zu schicken.

Emilienne und das Haus für ihre Eltern

Das Haus bedeute ihr viel - es ist, Emilienne sucht nach dem Wort oder nach dem Mut, es auszusprechen. "La maison est ma famille." Das Haus ist meine Familie.

Wir sitzen vor dem Haus, also da wo bis 1994 hinter dem Haus war, auf einer Veranda in bequemen runden Strohsitzen, mit Blick auf den grünen Garten und seine knallig leuchtenden Blumen. Dahinter wallen sich Hügel an Hügel. Die Sonne schwindet langsam. Es hat etwas Idyllisches, Malerisches, Friedliches. Unser Thema will so gar nicht in diese Umgebung passen. Und doch ist es genau hier verankert.

"Il n'a pas tué mon père", beginnt sie dann. Emilienne zeigt mit dem Kinn in Richtung ihres Hauses. Nein, umgebracht habe er ihn nicht. Aber er war es, der ihm seinen ersten Arm abhackte. "Ihm" heisst, ihrem Vater, einem Gelehrten, Dorfweisen, der von allen mit Ehrfurcht und Respekt behandelt wurde, worden war, bis zu jenem Tag. Die Tat gab unmissverständlich zu verstehen, dass die Gewalt diesmal keine Grenzen kennen und vor niemandem Halt machen würde.

Nach dem Genozid wurde es für viele Überlebende fast unmöglich, in ihre Häuser zurückzukehren, denn dies bedeutete auch Zurückkehren in die Nachbarschaft mit den Tätern und Verrätern. Emilienne selbst ist erst seit 2019 zurück im Haus ihrer Eltern. Von mehreren Gebäudeteilen, die sie als Grossfamilie besessen hatten und die geplündert und zerstört worden waren, baute sie nur diesen einen Teil neu. Es handelt sich um das Haupthaus, das sie, entsprechend der Tradition, vor ihrer eigenen Heirat für ihre Eltern errichten liess. Das Haus auch, in dem ihre Familie den grausamen Tod fand. Hier oder in der Umgebung, um präzise zu sein. Bis heute, konnte sie nicht in Erfahrung bringen, wer wo und wie umgebracht wurde. Dabei wüsste das die Nachbarschaft, jemand müsse es wissen, von der colline. Das Nicht-Wissen treibt Emilienne bis heute um und noch unerträglicher ist das Schweigen derer, die die Antwort kennen, aber nichts sagen.

"Nur der Arm", wiederholt sie. Dieser Arm, der zum Symbol des Untergangs ihrer Familie wurde. Leitbild für einen Leidensweg, der heute noch nicht beendet ist. Undenkbar, dass sie jedes Mal beim Nach-Hause-

Kommen, erst das Haus dieses Nachbarn sehen müsste. Deshalb hat sie den Eingang auf die Rückseite des Hauses verlegt, da wo wir jetzt sitzen.

Dennoch. Er ist nahe, dieser Nachbar, zu nahe. Warum tut man sich das an?

"Tout le monde me disait que j'étais folle de retourner sur cette colline." Die meisten haben ihr Land für viel zu wenig Geld verkauft, um sich mindestens geografisch vom Leidensort distanzieren zu können. Für Emilienne steht das Haus für die Würde ihrer Familie. Den Neubau sieht sie als Geschenk an ihre Angehörigen und als Grabstätte zugleich. Sie hat keinen anderen Ort, wo sie ihren Nächsten gedenken kann.

Als sie 2010 das erste Mal zurück in die Region kam, waren die Grundstücke der Familie besetzt von Nachbarn. Als sie schliesslich mit dem Wiederaufbau begann, wurden Haus und Garten mehrfach niedergebrannt. Die Nachbarschaft fühlte sich durch ihre Präsenz provoziert und angeklagt, erklärt Emilienne. Nach einigen Atemzügen ergänzt sie: Der Vater der Nachbarsfamilie, habe sich umgebracht – kurz nach Emiliennes Rückkehr.

Emilienne hat im Genozid beide Eltern und neun der elf Geschwister verloren. Zwei Schwestern überlebten. Sie habe sie zwei Jahre nach dem Genozid wiedergefunden. "Die kleinere dachte lange Zeit, ich wäre ihre Mutter. Sie war zu klein, um sich an die Eltern zu erinnern." Die andere, Emilienne macht eine Pause, habe es nicht geschafft.

Die Nacht hat sich über den Garten gelegt und mit ihr die Kühle. Wir gehen ins Hausinnere. Die neue Haustür führt direkt ins Wohnzimmer. Es ist schlicht: ein Sofa, ein Tisch, ein Schrank und ein Foto.

"Mein Vater." Das einzige Bild von ihm und das, weil zu jenem Zeitpunkt nicht im Haus, überlebt hat. Die Vernichtung der Familienfotos war integraler Teil der Ausrottungsstrategie. Sie hätte Angst, die Gesichter ihrer getöteten Familienmitglieder und die gemeinsamen Erlebnisse zu vergessen. Emilienne ist das einzige Familiengedächtnis. Sie hat niemanden, mit dem sie über die früheren Zeiten, über ihre Kindheit austauschen kann. Alles, woran sie sich nicht erinnert, hört auf zu existieren. Die Erinnerungsbemühungen werden zur Folter und einem Kampf mit sich selbst. Denn ihr traumatisiertes Gedächtnis versucht seit 25 Jahren mit aller Kraft, alles zu vergessen.

Wir sitzen auf dem harten Sofa. Eigentlich ein wunderschönes Familienferienhaus auf dem Land. Wenn es sich nicht anfühlen würde wie ein Mausoleum.

Sie erzähle dies ungerne, erst recht am Abend. Emilienne spricht die Worte leise aus und entschuldigend. Sie sitzt nun auf dem Sofa unter dem Foto ihres Vaters, unbehaglich, wie beim Warten auf ein Vorstellungsgespräch. Gleichzeitig strahlt sie etwas von einer unwegwischenbaren Tatsache aus. Sie ist zurück. Koste es, was es wolle.

Es sei unmöglich gewesen für sie. Emilienne spricht wieder von ihrer Schwester. Sie sei gezwungen worden, das Blut der toten Eltern zu trinken. Eine verbreitete Foltermassnahme. Sie habe es nicht verkraftet und sei seither nicht mehr aus dem schwarzen Loch herausgekommen.

Nach einer Weile fährt sie fort, sie suche noch immer nach diesem Stein. Ich bin nicht sicher, ob ich einen Teil verpasst habe oder ob es sie ist, die etwas ausgelassen hat. Sie wirkt, als wäre sie nicht ganz hier. Nicht

so sehr weil sie in Gedanken woanders wäre, sondern weil sie selbst nicht ganz ist, weil sie etwas Poröses hat. Etwas, das mir das Gefühl gibt, ich könne die Löcher spüren, die sich tief in ihr Leben gefressen haben.

"Welchen Stein?"

Sie hätte sich oft zu ihrem Vater gesetzt, wenn er Gedichte schrieb. Sie suche noch immer nach dem Stein, auf dem er jeweils sass beim Schreiben. Alles sei "verschwunden" bei den Raubzügen. Sie hätte keinen Franc gekriegt für die grossen finanziellen Verluste und habe es auch nicht angefordert. Wie kann man Geld verlangen, wenn man ein Menschenleben verloren hat? Natürlich hätte sie das Recht darauf. Doch es fühle sich wie Verrat an. So, als ob man mit dem Tod der Angehörigen wirtschaftlichen Profit schlagen wolle.

Die Aufarbeitung steckt einmal mehr in der Zwickmühle zwischen Recht, Moral und Liebe.

Noch bei den grossen Ländereien tut sie sich schwer. "Ich schulde es meiner Mutter, aber ich will nicht, dass daraus ein Konflikt entsteht. Und ohne Konflikt geht es fast nicht."

Sie beginnt zu erzählen, dass sie erst am Vortag ihr letztes Landstück zurückgewonnen habe. Es handelt sich um eine Kaffee-Plantage, die von ihrer Mutter angepflanzt und bebaut worden war. Sie hätte all die Jahre zuvor nicht die Kraft gefunden, die "Sache" zu regeln.

Emilienne spricht langsam, zögert. Es fällt ihr schwer, die Geschichte auszusprechen. "Elle m'a demandé de l'argent." Ich verstehe nicht. Emilienne erklärt, die Frau habe Geld dafür verlangt, dass sie sich 25 Jahre lang "um Emiliennes Land gekümmert hatte".

"J'étais hors de moi", sagt Emilienne leise und mit dem Blick weit weg. "J'ai dit: Tu quittes ma terre, maintenant." Sie sagt es kaum hörbar zwischen einem Flehen und einer Verfluchung.

"On fait ce qu'on peut, mais comment tu veux que je me réconcilie avec une femme qui m'a volé ma terre et qui au lieu de demander pardon me demande de l'argent?"

"Nous sommes voisins mais nous ne sommes pas réconciliés."

Nachbarschaft. Die Nähe der Schlächter, die Nähe der Vergangenheit, die Erniedrigung und Provokation, die Qual des Erinnerns, die Qual des Nicht-Erinnerns. Die Folter durch Wissen, die Folter durch Nicht-Wissen.

Die Nachbarn hätten nie um Vergebung gebeten. Sie kommen jedes Jahr an Emiliennes Gedenkfeier, die sie in Erinnerung an die Familie organisiert, und sagen kein Wort.

Kein Wort.

In Emiliennes Augen ein Blick zwischen Ermüdung, Hoffnungslosigkeit und einem ehrlichen Suchen nach einem Wie-Weiter. Wir sitzen noch eine Weile schweigend. Dann erhebt sie sich und geht mit langsamen Schritten zur Tür, die in den Innenhof führt.

Die Frauen auf dem Hügel

Erst dachte ich, es liege an der Kühle der Nacht in den Bergen und den schlecht isolierten Räumen. Aber es ist nicht die Temperatur, es ist das Haus, der Ort, der mich ununterbrochen frösteln lässt.

Ich fühlte ich mich unfähig, zu denken, zu lesen etwas zu tun. Es bekriecht mich das Gefühl einer Pest, die jede Handlung und jede Verbindung mit der Aussenwelt infiziert. Nur nichts aufschreiben, nichts anfassen, keine Textnachrichten schreiben, an niemanden denken. Ich will nichts nach draussen schicken, nichts mit mir nach Hause nehmen von diesem von unsäglichem Leid getränkten Stück Erde.

"If you have a problem with walking deads, you are in the wrong country. They are here all over the place", hatte Magda einmal gesagt, als wir darüber sprachen, was sich 1994 am heutigen Standort des Hostels Mama Rwanda abgespielt hatte. Den Massakern ist in ganz Ruanda nicht zu entkommen. Flächendeckender Massenmord. In den Strassen, in öffentlichen Gebäuden, in Privathäusern. Überall.

Ich wünschte mir fast, dass dieses "Es", das sich mir seit Betreten des Grundstücks von Emilienne so penetrant aufdrängt, sichtbar würde, sodass es die Macht des Unsichtbaren verlieren würde. Nein, diesen Gedanken will ich nicht gedacht haben. Mich schaudert.

Irgendwie muss ich eingeschlummert sein. Aufgewacht bin ich mit dem Geräusch von Hacken. Das normalste Geräusch auf dem Land, das unerträglichste hier in Ruanda. Es beginnt erst zu dämmern, die grauen Schleier hinter dem Fenster verbreiten noch mehr Düsterei. Dennoch bin ich froh, wach zu sein. Die Angst vor Albträumen war unbegründet gewesen. Die sollten später kommen. Viel später.

Emilienne hatte mir am Vorabend einen Text geschickt, "Mes mémoires. P.S. pas pour la nuit." Auch am Tag sind sie nur knapp erträglich, ihre Memoiren. Einige der Passagen werden zu den Schrecklichsten gehören, die ich zum Genozid lese. Und dies obwohl ich seit Tagen in den Zahlen und Fakten bade. Warum würden Menschen Tote vergewaltigen? Warum würden Kinder ihre Lehrer köpfen? Und dann, immer wieder, diese unfassbare Gewalt an Frauen. Die Vergewaltigung mit undenklichen Werkzeugen, das Herumgestocher im weiblichen Körper, die Sterilisierungsformen der schrecklichsten Art, die Tötung der Ungeborenen und Verstümmelung der Fortpflanzungsorgane mit grenzenloser Brutalität.

Die Folter und Traumatisierung von Frauen war eingepflanzte Grundkonstante des Genozids. Oft wurden gerade sie absichtlich am Leben gelassen, damit ihr Leiden unendlich weitergehe. Im Zusammenhang mit Ruanda wurde die Gewalt an Frauen zum ersten Mal als Kriegswaffe und Instrument eines Genozids verurteilt.

"Here you will read things which will never again leave your brain, hatte mich Magda vorgewarnt, "you will remember it, when you cook water, when you chop cabbage, when you have an orgasm and every time when you sit on the toilet... I am a doctor, I am used to see how you cut people. But even to me, this here is – unbearable."

Nicht die Massen, die einzelnen Bilder sind es, die sich festklammern.

Wir sitzen am Frühstückstisch. Emilienne sieht übermüdet aus. Eine ihrer Töchter hat gekocht. Ich beobachte sie und versuche ihr Alter zu schätzen. Wahrscheinlich war sie es, die Emilienne als Baby durch

den Genozid gerettet hatte. Sie auch, von der Emilienne gesagt hatte, sie könne ihr gegenüber immer noch nicht aussprechen, was damals passiert sei. Obwohl sie wisse, wie wichtig es sei, darüber zu reden.

"Möchtest du Kaffee?", fragt sie mich. Ohne mich anzuschauen, schenkt sie mir ein und ich erinnere mich an ihre Kaffee-Plantage.

"Je ne peux pas faire de l'argent avec la maison qui a couté la vie à ma famille." Wir hatten ausgemacht, dass ich für die Übernachtung zahlen würde. Seit sie zurück im Haus ist, vermietet sie einige Zimmer an Touristen über Airbnb. Es ist ihr unangenehm, das Geld anzunehmen. Sie versichert, sie würde es brauchen für "ihre Frauen". Die Frauen, die isoliert von der Welt auf ihren Hügeln leben. Alleine mit ihrer Vergangenheit, alleine mit ihrer Gegenwart. Für vergewaltigte Frauen gibt es kaum Platz in der Gesellschaft, oft auch nicht in der eigenen Familie. Neben den seelischen Schäden sind sie meist körperlich in so schlechter Verfassung, dass sie nur knapp den Alltag meistern können. Zwei von drei in Emiliennes Gruppe sind HIV-infiziert. "Sie sterben mir unter den Augen weg." SEVOTA (Solidarity for the development of widows and orphans to promote self-sufficiency&lifelihoods), eine Organisation, die von Godelieve Mukasarasi spezifisch für Vergewaltigungsopfer ins Leben gerufen worden war, geht davon aus, dass in nur 100 Tagen 250'000 (bis 500'000) Frauen, Mädchen und Kleinkinder vergewaltigt wurden. Viele mehrmals, ja massenhaft. Daraus folgten Tausende Vergewaltigungskinder "les enfants du viol", der niedrigste aller Status in der Gesellschaft und ein kaum zu ertragendes Los: Kind eines Vergewaltigers, eines Täters, eines Genozidären zu sein und seine eigene Mutter durch die eigene Präsenz zum ewigen Erinnern an die grausamste Erfahrung zu verdammen.

Nur sehr wenigen Frauen sei es gelungen, die Vergewaltiger anzuklagen. "Non seulement il leur manquait le courage et le soutien. Il leur manquaient également les mots pour décrire ce qui leur était arrivé." Oft wurden den Frauen die Augen verbunden und sie wussten weder wo es passierte noch wer es tat und mit welchem Instrument, welches ihrer Organe verstümmelt wurde.

Ein Misshandelter hatte mir erzählt, dass sie lieber neben ihrem Peiniger lebe, als in der Isolation. Er helfe ihr bei den Arbeiten, die sie nicht erledigen könne und begleite sie jedes Mal zum Psychiater und zum Gynäkologen, weil der Weg dahin sehr weit sei.

Ausgestossen von der Gesellschaft, von sich selbst verachtet leben nach wie vor eine statistisch nicht erhebbare Anzahl von Frauen vereinsamt ohne jede Hilfe. Seit einigen Jahren schon sucht Emilienne solche Opfer auf, um mit ihnen zu reden oder sie in die Frauenkreise einzuladen. Manchmal müsse sie tagelang, ja wochenlang ein Haus aufsuchen, bis sie eingelassen werde. Wie so vieles, tut sie auch diese Arbeit ohne einen Rappen Budget, geschweige denn einen Lohn.

Emilienne steht auf, das halbe Frühstück liegt noch auf ihrem Teller und verabschiedet sich. Die Therapiestunde beginne bald. Sie habe lange darüber nachgedacht, ob und wie ich mit den Teilnehmenden der Gruppentherapie sprechen könne. Sie werde sie fragen, ob sie einverstanden wären, mich zu treffen. Sie sei aber nicht sicher, heikle Phase, heikle Gruppe, heikles Thema. Sie werde sich bei mir melden. Sie verlässt das Haus – über die Wohnzimmertür.

Menschsein

Kurze Zeit später bringt mich ein Motorrad-Taxi durch das Hügellabyrinth zum verabredeten Ort. Die Therapiesitzung daure etwas länger, informiert mich Emilienne, es habe einen Zwischenfall gegeben. Ich

warte im Schatten des Hauses mit wunderschönem Ausblick auf den Kiwusee und mulmigem Gefühl im Bauch. Habe ich die richtigen Fragen vorbereitet? Wie würde es sich anfühlen, mit Tätern des Genozids zu sprechen, ihnen in die Augen zu schauen? War es richtig, ein solches Gespräch ohne traumatologische Ausbildung zu führen? Erst recht in einer Gruppe, in der sowohl Täter als Opfer anwesend sind.

Wie kann man überhaupt zu so etwas Grauensvollem wie einem Genozid, Gruppentherapien durchführen? "Nous ne jugeons pas." Wir urteilen nicht, hatte Emilienne das oberste Prinzip erklärt. Die Grundregeln sind zuhören, nicht urteilen und nicht weiter erzählen. Klingt nach den klassischen Regeln der gewaltfreien Kommunikation. Aber kann man von einem Menschen verlangen, nicht über denjenigen zu urteilen, der ihm das eigene Kind aufgespiesst hat? Kann man das? Soll man das? Muss man das? Dem Frieden halber?

Die Frauen und Männer, die hier zusammenkommen, sind erst seit wenigen Monaten Teil des Programms. Zuvor hatte Emilienne separate Therapien mit den Opfern und Tätern geführt. Bereits nach drei gemeinsamen Sitzungen hätten die beiden Gruppen begonnen miteinander zu reden und sich zuzuhören, hatte Emilienne betont mit einem Anflug von Stolz. Das ist ungewöhnlich schnell. Alle Teilnehmenden schlossen sich dem Programm freiwillig an. Sie kommen, weil ihnen auch 25 Jahre nicht ausreichten, um sich aus den Schlingen der Vergangenheit zu befreien. Für viele ist der Schritt in die Kollektivtherapie wichtig, um aus der eigenen Isolation zu finden. Die Aussprache der andern ermutigt sie, selbst die Sprache wiederzufinden.

Aber wo ist die Grenze? Emilienne hatte erwähnt, ein Mann habe das letzte Mal bis ins kleinste Detail erklärt, wie genau er jemanden umgebracht habe. Immer weiter, immer präziser, immer brutaler. Welche Zumutung für die Opfer, möchte ich ausrufen. Sie würden unterschiedlich reagieren, erklärt mir Emilienne, als würde sie meine Gedanken lesen. Wenn die Opfer im Raum es nicht mehr ertragen, würden sie schreien, bis der Redende aufhört. Aber meistens würden sie die Aussprache der Täter als heilend erleben, weil sie erkennen, wie sehr der andere unter seiner eigenen Tat leidet. Dieses Leiden des andern gibt ihnen die Möglichkeit, seine Verletzlichkeit, seine Not, das Menschliche in ihm wiederzuerkennen.

Eine Frau bringt mir ruandische Chapati mit Frühlingszwiebeln und ein Fanta. Glasfantaflaschen, von denen sie zuvor zwei Harasse gleichzeitig auf ihrem Kopf den felsig steilen Weg hinaufgeschleppt hatte. Die Sonne kriecht über das Dach und die Hoffnung, dass sich ein Gespräch noch ergeben würde, schwindet. Vier Stunden später erscheint Emilienne, in ihrem grünen afrikanischen Kleid mit einem gleichgemusterten hochgezwirbelten Kopftuch. Sie geht langsam und schwer und ich frage mich, wie viel ein Mensch ertragen kann. Wie viel Leid, wie viel eigenes und wie viel fremdes. Und was, wenn sie bricht? Wer wird sich dann um sie – und um die andern – kümmern?

Sie lächelt mir entgegen, ein Lächeln, das sich durch die düstersten Schichten hoch kämpfen muss und das dennoch sehr herzlich ist. "Nous sommes prêts pour toi." Wir sind bereit für dich. Wir bleiben noch eine Weile in der heißen Mittagssonne stehen und schauen ins Tal. Meine Anspannung ist verflogen und ich weiss, dass ich mit dieser Frau an der Seite jedes Gespräch führen kann.

Im Raum sitzen in einem Kreis zwölf Männer und Frauen, Täter und Opfer gemischt. Einen kurzen Moment lang ist für mich als Aussenseiterin alles möglich, hätte alles anders sein können. Die Täter könnten die Opfer und umgekehrt sein.

Sie wollen wissen, woher ich komme, was Menschen in der Schweiz über Ruanda denken, wie alt ich bin und wie viele meiner Kinder am Leben sind. Ihre eigene Präsentation verläuft nach demselben Muster, nach dem Alter folgt die Anzahl Familienmitglieder, die noch leben.

"Ich habe ein Kind umgebracht. Es war die Tochter meiner Schwester." Es sind die Worte einer älteren Frau. "Gemeinsam mit meinem Mann haben wir sie in den See geworfen. Ich war dabei. Ich habe es veranlasst und ich habe zugeschaut." Ausser ihnen hätte niemand davon gewusst. Sie hätte eine Selbstanklage gemacht, in der Hoffnung, durch die Gefängnisstrafe sich von der Schuld befreien zu können. Ohne Erfolg. Die offizielle Schuld liess sich zwar tilgen, das Schuldgefühl blieb unverändert. In der Zwischenzeit habe sie ihre Schwester um Vergebung gebeten. Diese habe ihr vergeben. "Jetzt werde ich versuchen, dasselbe mit den anderen Familienangehörigen zu tun."

Einer der Männer erzählt: "Wenn du ein Kind umgebracht hast, ist es sehr, sehr schwer, den Vater um Vergebung zu bitten. Es ist eigentlich unmöglich. Ich habe über Jahre gebraucht, bis ich es fertiggebracht habe und ich habe jeden einzelnen Tag gelitten an meiner Tat und meiner Unfähigkeit, um Vergebung zu bitten, und an der Angst, den Angehörigen zu begegnen. Der Vater wollte jedes Detail wissen. Vier Stunden lang. "Es war schlimmer als all die Jahre im Gefängnis. Heute sind wir wieder Nachbarn."

Ein anderer Täter beschreibt: "Der innere Druck ist stärker als alles andere, als jede staatliche oder gesellschaftliche Massnahme. Ich hielt es nicht mehr aus, ich hielt mich selbst nicht mehr aus. Ich musste mich entschuldigen."

Und noch einer der Mörder meldet sich zu Wort: "Ich werde mich bei den Angehörigen entschuldigen. Ich habe einen Freund gefunden, der bereit ist, mich zu begleiten. Die Gruppe half mir, diesen Schritt zu wagen. Zu sehen, dass es andere auch geschafft haben, gab mir den Mut und die Kraft es selbst versuchen zu wollen. Hier kann ich mit Menschen sprechen, die mich nicht verurteilen. Das hat mich frei gemacht. Nicht frei von Schuld, frei zu handeln."

"Hast du dir selbst vergeben können?"

"Ja, das habe ich", sagt er. Dann, nach einigen Minuten der Stille, überhaupt gibt es viele Pausen hier: "Das stimmt nicht, ich habe mir nicht vergeben, aber ich arbeite daran."

"Wir müssen ein Beispiel sein, wir müssen reden mit den Jungen und mit denen, die auf der anderen Seite waren. Wir müssen gute Bäume sein, damit es gute Früchte gibt."

Wir reden fast zwei Stunden. Es ist sehr viel Demut in der Art und Weise wie die Menschen vor mir mit mir über sich selbst sprechen. Aus ihrer Haltung und ihren Worten geht die Erkenntnis einer immensen Selbstverantwortung hervor. Kein Wort vom Präsidenten, der alles richten soll, wie ich es von andern hörte. Kein Wort auch, von Verantwortungsabgabe an die jüngere Generation, die jetzt das Land wiederaufbauen soll. Hier sprechen alle von sich und ihren wenn auch begrenzten so doch ausschlaggebenden Möglichkeiten, die Rückkehr der Gewalt zu verhindern. Ich bin meilenweit entfernt von den bedeutend oberflächlicheren, leicht künstlich wirkenden Gesprächen in den Vorzeigedörfern, den Reconciliation Villages, die vom Staat als ins Leben gerufen wurden.

Sie wollen von mir wissen, ob ich einen Rat oder eine Botschaft habe für sie, für Ruanda. Einen Rat für Ruanda? Die Frage überrascht und berührt mich, weil sie zeigt, wie ernsthaft sie nach Lösungen suchen und wie bereit sie sind, sich zu verändern. Einen Moment lang fühle ich das Gewicht der Worte, die ich jetzt aussprechen werde. Ich schaue in die erwartungsvollen Augen der Menschen in ärmlicher Kleidung, mit ihren durch die harte Arbeit geerbten Hände und den von langjährigem Leid gefurchten Gesichtern. Und sage schliesslich, ich hätte keinen Rat für sie. Für die Bewältigung der Aufgabe, die sie auf den Schultern tragen, seien sie mir eine gefühlte Lebenslänge voraus. Meine Botschaft an sie sei ein tiefster Dank und eine Bewunderung dafür, was sie durchmachen, dafür wozu sie sich durchgerungen haben. Dafür, dass sie an ein friedliches Zusammenleben glauben und bereit sind, dafür den Preis zu zahlen.

Die Teilnehmenden bedanken sich für meinen Besuch und verlassen den Raum. Ich schaue Emilienne zu, wie sie einige administrative Dokumente ausfüllt, stehend an der Wand, einen Tisch gibt es nicht. Sie, die selbst nur um Haaresbreite der Machete entgangen ist, die jahrelang durch die Hölle ging, ihr scheint es zu gelingen, den Gemarterten ein Stück Menschsein zurückzugeben.

Die Kunst des Überlebens

Wir gehen langsam den steilen Weg hinauf, der uns zurück zur Hauptstrasse führt. Vorbei am Holzschild mit der Aufschrift "Nil-Quellenwanderung". So nahe an der Quelle, aber keine Zeit für sie. Ein andermal, verträste ich mich selbst.

Ich spreche Emilienne auf ihre eigene Rettung an. Ob Personen, die ihr bei der Flucht halfen, noch am Leben seien.

"Je n'ai pas été sauvée", antwortet sie und wir gehen eine Weile schweigend weiter. Dann erzählt sie mir, dass sie als Lehrerin und auch ihr Mann als Verkäufer zu bekannt war, um versteckt zu werden. Niemand hätte gewagt, sie in Schutz zu nehmen. Wieder klettern wir minutenlang schweigend nebeneinander die Anhöhe empor, unter uns verschwindet der See im Dunst, vor uns türmt sich der rote Fels.

"Même ma fille, ils ne voulaient pas la protéger". Ihr Mann und sie hätten sich aufgeteilt und getrennte Fluchtwege gesucht. Sie stand wochenlang alleine im Sumpf schwanger und die achtmonatige Tochter auf den Rücken gebunden. In der Kälte, belagert von Mücken und anderem quälendem bis gefährlichem Ungeziefer. Kaum Möglichkeiten, sich auszuruhen und immer in der Angst, entdeckt zu werden. Nur kein Geräusch verursachen. Als ihre Tochter krank wurde, wagte sie sich zum Haus ihrer besten Freundin, eine Hutu. Sie bat sie, das Kind zu sich zu nehmen, da das hustende und weinende Baby das Versteck verraten würde. Doch die Freundin lehnte ab.

So hätte sie durch den Genozid nicht nur fast alle ihre Familienmitglieder verloren, sondern auch alle Freunde. Die einen, weil sie getötet wurden, die anderen, weil sie die Freundschaft verraten haben. Nicht dass sie sie hasse, aber das Vertrauen sei weg. Überhaupt einem anderen Menschen zu vertrauen, gehe nicht mehr. Wenn alle, von denen man Schutz erwartet - Eltern, Freunde, Behörden, die Schule, der Glaube und die Glaubensgemeinschaft - dich nicht schützen können oder wollen, sei es danach unmöglich, je wieder Vertrauen zu fassen. "Enfin, presque impossible", ergänzt sie mit dem Anflug eines Lächelns.

Wie soll man den Wiedereinstieg ins Leben schaffen, wenn man die Fähigkeit zu vertrauen verloren hat? Das Vertrauen in die andern, in sich, in den Glauben, einen Beschützer und nicht zuletzt, das Vertrauen auch ins eigene Leben?

Der Preis fürs Überleben ist unermesslich. Der damit verbundene Schmerz unendlich, der Drang, einen Grund zu finden, wozu man überlebt hat, erdrückend.

"Wenn du so was überlebt hast, versuchst du um jeden Preis zu vermeiden, dass du umsonst überlebt hast." Nicht nur der Sinn des Lebens ist weg, auch der Sinn des Überlebens.

"Ich habe nie verstanden, weshalb ich überlebt hatte." Man glaubt an nichts und nichts hat noch Bedeutung. Alles, was einem etwas bedeutet hat, hat aufgehört zu existieren. Verlassen von allen, und allem, die das Leben zum Leben machten. Seien es Menschen, materielle Güter, der Glaube oder eigene Werte und Weltbilder, alles ist verschwunden.

"Wie hätte ich wieder als Lehrerin arbeiten können, nachdem ich gesehen hatte, wie viele Lehrer zur Machete gegriffen hatten? Und wie hätte ich unterrichten können, eine Tätigkeit, die ich von meinem Vater gelernt hatte, den ich mehr als alles in meinem Leben geliebt hatte und der mir nun endlos fehlte? Wie hätte ich vor die Kinder stehen können, von denen ich nicht wusste, wer von ihnen wem was wie angetan hatte? Gut möglich, dass mein Vater von einem seiner Schüler getötet wurde."

Noch drei Jahre nach dem Genozid war Emilienne unfähig zu arbeiten. Nicht nur einer Tätigkeit nachzugehen, sie war überhaupt unfähig zu leben. Sie geisterte umher wie ein "finsterer Schatten", "ein Nichts", "eine wandelnde Tote". Sie hatte keinen Zugang mehr zur Umwelt noch zu sich und schien alles neuerlernen zu müssen. Es war ihr unmöglich, zu denken, unmöglich zu planen, unmöglich zu handeln.

Aber dann war da dieses Mädchen, das sie auf der Strasse ansprach mit der Frage: "Comment re-vivre?" Wie zurückkehren ins Leben? Die Frage hatte die Kraft, Emilienne aus ihrem Loch herauszuzerren. Ein Mensch, auch wenn bedeutend jünger als sie, sah in ihr jemanden, der fähig wäre, etwas zu tun, der wüsste, wie man lebt.

Nach wie vor zwar ausser Stande sich selbst zu helfen, begann sie, andern zu helfen, Kindern. "Mein einziger Grund zu existieren ist anderen zu helfen. Warum sonst wäre ich am Leben geblieben?"

Sie begann sich mit Psychologie und Traumatologie zu beschäftigen. Dabei begegnete Sie Naasson Munyandamutsa, einer der einzigen, wenn nicht der einzige ausgebildete Psychiater zu der Zeit in Ruanda. Er hatte sich in Genf spezialisiert, wo er sich noch während des Genozids befand.

Ich habe seinen Sohn Tristan getroffen, der bereits mit 17 Jahren die NGO Rwanda we want gründete. Über seinen 2016 verstorbenen Vater spricht er mit grossem Respekt und bezeichnet ihn als Vorbild sowohl im Privatleben, als auch in Bezug auf das, was Naasson im Anschluss an den Genozid in und für die ruandische Bevölkerung getan hat.

Über die Entscheidung, aus der sicheren Schweiz ins schwer traumatisierte, entmenschlichte Ruanda zurückzukehren, gibt mir Tristan folgenden Dialog wider:

Quand papa travaillaient encore en Suisse, un jour il a reçu un appel d'un homme. Il a dit:

"Bonjour."

"Bonjour"

"Je ne me rappelle pas de vous."

"Mais moi, je vous connais bien."

"Qu'est-ce qui vous fait croire que vous me connaissez?"

"J'ai tué ta mère."

Schweigen.

"Et j'aimerais te demander pardon."

Naasson wusste, dass er gebraucht wurde in seinem Land. Auch wenn es ihn noch Monate kostete, um sich zu einer Vergebung durchzuringen für den Schlächter seiner Mutter, einer in jeder Hinsicht unschuldigen, sozial engagierten, allseits geliebten und geachteten Frau, so ihr Enkel.

Mit der Unterstützung der Schweizer Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit baute er die einzige Psychiatrie im Land auf und begann Fachpersonen auszubilden. "Aider les autres c'est thérapeutique", soll er gesagt haben und genau dies tat Emilienne. Sie vergrub sich in der Hilfe für andere, um von sich abzulenken und um sich nützlich zu fühlen.

Helfen in einer traumatisierten Gesellschaft bedeutet nicht nur, Gespräche mit einzelnen Personen zu führen. Oft wurde Emilienne beigezogen, wenn Massenkrisen ausbrachen. Wenn in der Schule etwas vorfiel, worauf eine ganze Klasse in einen hysterischen Zustand verfiel. An Massenbegräbnissen (Neubegrabung von gefundenen Leichen), zu denen jeweils Tausende Menschen strömten und die gruppenweise einen kollektiven psychischen Zusammenbruch erlitten. Sie hätte oft Tage gebraucht, die zu tiefst Traumatisierten wieder zu beruhigen und halbwegs funktionsfähig zurückzulassen. Dabei war sie alleine, bei Tag- und Nachbetreuung. Mit scheinbar übermenschlichen Kräften.

"Ich versteckte mich lange hinter den Geschichten der andern." Bis ein junger Mann zu ihr in die Behandlung kam, der nicht sprach, der nichts sagte und nichts fragte und auch Emilienne schwieg. Er besuchte sie monatelang. Und jedes Mal sassen sie schweigend, bis die Sitzung vorüber war. "C'était à ce moment-là que j'ai compris qu'il n'avait pas besoin de ma parole mais de ma présence." Diese Erkenntnis machte ihr bewusst, dass sie lebte und es gelang ihr, sich wiederzufinden und wieder präsent zu werden in ihrer Familie und in ihrem eigenen Leben. "Je suis redevenue présente dans ma vie."

Angekommen in ihrem Leben nimmt sie den Weg auf sich gemeinsam mit den gequälten Menschen, zurück in die Hölle, die der andern und die eigene.

In die Hölle und zurück, immer wieder.

Wenn sie sich nicht für die Aufarbeitung einsetze, dann verliere ihr Leben vollständig den letzten Sinn, an dem es ihr gelungen war, wie an einem Faden ihr Leben wieder aufzuhängen – ein sehr dünner Faden.

Sie nimmt den Bus gemeinsam mit mir, um mich in die nächste Ortschaft zu bringen, von wo aus ich zurück an den Kiwusee fahren werde. Niemand spricht etwas anderes als Kinyarwanda, die Strassensituation ist völlig unübersichtlich, noch Emilienne muss sich durchfragen und wir irren eine ganze Weile durch die

Strassen von Bussen zu Bussen, bis sie mich neben einem Bananenverkäufer abstellt. "Le bus va passer ici, dans une heure ou deux." Wir verabschieden uns.

Der Bus kommt tatsächlich und führt mich über passartig gewundene Strassen abwärts, Richtung See. Zu dem See, der sich über die gesamte westliche Flanke des Landes hinzieht, der die Grenze mit der Demokratischen Republik Kongo bildet und den man von den Archivbildern in schlechter Erinnerung hat. Emilienne wird mich lange begleiten, gemeinsam mit der Frage der Zumutbarkeit. Wie viel Ungerechtigkeit erträgt der Mensch? Wie viel Ungerechtigkeit verträgt der Frieden? Dieses Paar trifft man immer gemeinsam an: Ohne Gerechtigkeit, keinen Frieden. Hier aber frage ich mich, ist Frieden und Gerechtigkeit im Anschluss an einen Gewaltausbruch von diesem Ausmass überhaupt vereinbar? Oder schliessen sie sich aus? Wer hier Gerechtigkeit fordert, wird nie Frieden finden. Ist es somit vielmehr die Fähigkeit zur Akzeptanz der Ungerechtigkeit, die einem friedfähig macht?

Das Date am See

"Let's meet at the lake", hatte Magda vorgeschlagen. Sie habe ein Zimmer für uns beide gebucht und dies obwohl das Hotel, laut Rezeption, ausgebucht sei.

Ich sitze auf der Veranda mit atemberaubendem Ausblick auf die mystische Hügel-Seenlandschaft. Das Hotel klebt an einem Felsen und ist auf drei Seiten umgeben von Wasser.

Ich warte auf die Geister.

Mit Blick auf die Traumlandschaft vor mir, weiss ich, dass es keine hundert Meter sind bis zur Kirche. Eines der zahlreichen Gotteshäuser, in den Tausende Geflüchtete auf einen Schlag vernichtet wurden. Oft waren es die Kirchenväter selbst, die ihre eigene Gemeinschaft verrieten und an die Schergen auslieferten. Vor der Kirche mit dem Ausblick eines Ferienressorts liegt ein Massengrab, das den Ermordeten gedenkt. "Never Again Rwanda".

"Die Toten sprechen zu uns", beschrieb einer der Männer, der zwei Jahre nach dem Genozid an der Ausgrabung der Leichen, der grössten Exhumierung seit dem Zweiten Weltkrieg, beteiligt war.

Kibuye ist bekannt als Ort des "pursten Genozids": 90 % der Tutsi Bevölkerung sind in den Massakern 1994 umgekommen. Ein Teil davon in der Kirche – der Kirche, die Schutz versprach. Nachdem sich die Verfolgten ins Innere gedrängt hatten, wurde das Gebäude von den Milizen eingekreist, mit brennenden Pneu's ausgeraucht und mit Granaten beworfen. Die Fliehenden wurden draussen von Macheten erwartet. Beine und Arme abgehackt, bluteten sie zu Tode. Während Kinder gegen die Wand geschmettert wurden, mussten sich Erwachsene in Warteschlangen aufstellen, damit sie reihenweise geköpft werden konnten. 11'000 Menschen sollen auf grauenhafteste Weise am 17. April 1994 umgekommen sein. Weitere 15'000 erlitten am folgenden Tag im Sportstadion einen ähnlich grausamen Tod. Zahlen, die jede Vorstellungskraft übersteigen. Wie können nur schon tausend Menschen Platz finden in einer so kleinen Kirche?

Übernachten auf dem Massengrab. Sie müssen irgendwo rumgeistern, die toten Seelen. Aber ich kann nichts Ungewöhnliches fühlen. Alles ist absolut friedlich. Mein Körper liegt tiefenentspannt im Plastikliegestuhl und ich lasse die Nacht auf mich niedersinken.

"I had an absolute moment of bliss!" Magda kommt eine der Felstreppe emporgeschwafelt. Sie strahlt von Kopf bis Fuss und lässt sich auf die Liege neben mir sinken. Sie hat den Tag auf dem See verbracht, Inseln besucht, Wälder bewandert, eine abenteuerliche Bootstour gewagt, mit den Affen gespielt und den Sonnenuntergang auf einem einsamen Inselhügel in sich aufgesaugt. Nur geschwommen ist sie nicht. Sie werde das Bild einfach nicht los. Das Foto mit dem von aufgedunsenen Leichen bedeckten See. Von denen das Radio RTL behauptete, es handle sich um getötete Hutu, was die Raserei gegen die Tutsi noch mehr antrieb.

Wir bestellen uns etwas zu essen. Wir sind entgegen der Vorwarnung der Rezeption fast die einzigen Gäste im Hotel mit über 100 Betten. Ich habe mich schon daran gewöhnt, dass der Tischservice sehr lange dauert und man besser bestellt, bevor man Hunger hat. Oft gehen die Köche erst dann zum Markt, wenn eine Bestellung eingeht. Und der Markt ist nicht gerade nebenan.

Unsere Gespräche mit Magda fangen meist bei Rwanda an, schweifen aus zur ganzen Welt und enden bei uns selbst. Wir sprechen über die Frauen, die Gemüsesäcke tragen, die grösser sind als ihr eigener Körper, über die Kinder, die anstatt mit Schulbüchern mit Wasserkanistern auf dem Rücken unterwegs sind und über Patient, ein Ruander, den wir einige Tage vorher in der Vulkanregion im Norden besucht hatten und der sich für Albinos einsetzt, Trinkwasserfilter vertreibt und Wasserreservoir baut und an dessen Sonnencreme-Spender alle halbe Stunde jemand vorbeikommt, um einen Klacks Sonnenschutz abzuholen für eines der hellweissen Babys.

Wir sind in Magdas Zimmer hochgestiegen begleitet von ihrer Ballade über die göttlich schmeckenden Früchte und Gemüse in dieser Region. Sie habe drei Kilo Maracujas gekauft am Strassenrand, obwohl wir tags darauf am Wandern sein werden und eigentlich kein Platz für Gepäck haben. Doch keine Frucht würde besser als die Maracuja, die Passionsfrucht, zu dieser leidenschaftlichen Frau passen.

Magda lädt mich in ihr Zimmer ein. Es ist ihr gelungen, eines mit Warmwasserdusche auszuhandeln, und sie hat entschieden, dass ich eine anständige Dusche brauche nach meinem Tag "unterwegs mit dem Tod". Wasser ist reinigend. Tatsächlich bewirkt das warme Rinnen ein Gefühl der Reinheit und Entspannung wie nach einem zweitägigen Spa-Aufenthalt.

Sie sei letztes Jahr 60 geworden, erzählt mir Magda, die Frau mit einem Lebensdurst, als würde noch alles vor ihr liegen. Sie hat sich auf ihrem Bett ausgestreckt und schaut zur Decke. "I hated it!" Nicht das Alter natürlich. Aber ihre beste Freundin habe ihr auf den Geburtstag einen Skydive-Gutschein geschenkt. "Ich hasste sie dafür. Aber...", Magda dreht ihr Gesicht zu mir um, auf dem sich ein breites Lachen auszudehnen beginnt. Noch an dem, was sie hasst, findet sie etwas zu lieben: "Aber ich liebte die Herausforderung!" Und sie erzählt von diesem Erlebnis, "an der Grenze der eigenen Existenz", weit entfernt von der Komfortzone, konfrontiert mit seinen tiefsten Ängsten.

Wir liegen eine Weile da und lauschen in die Nacht über dem See.

"Not sure if I need a skydive after this here to experience the limits of existence", sage ich dann in Gedanken verloren.

Ich fühle mich hier so ziemlich an der Grenze meiner eigenen Existenz und der Grenze der Menschheit überhaupt. Eher ausserhalb. Schon fast drüben, mit Blick aus der Ferne zurück auf mein Leben und eine Welt von der ich mich immer mehr distanzieren, je mehr ich mich ihr annähere.

"No, after this you don't need a skydive", antwortet Magda.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr werde wir losfahren ganz in den Süden, an die Grenze zu Burundi, wo wir den Nyungwe Park besuchen wollen. Auf Mofas werden wir durch endlose Teeplantagen kurven, mitten hinein in den Dschungel. In nur einer Stunde haben wir zwei Pannen, einmal weil der Motor aufgibt, das zweite Mal, weil kein Benzin mehr da ist. Alles kein Problem. Die Fahrer leihen sich eine Petflasche bei einem der "grünen Männchen" aus und holen etwas Benzin aus dem Tank des zweiten Mofas. "Ich liebe diese Pannen", flüstert Magda begeistert. "Sie geben dir die Möglichkeit, an völlig unkonventionellen Orten anzuhalten und die Dinge zu sehen, an denen du sonst vorbeigefahren wärst." Reisen mit Magda ist sehr spannend. Und wenn ich sie auf dem Rücksitz eines Mofas vorbeibrausen sehe, ihre blonden Haare durchs ganze Gesicht und mit ihrem kecken Lachen, denke ich, ich sei mit einer Erasmus-Studentin unterwegs oder doch mindestens einer 68-erin. "No gosh, I was a diva before. I was a diva and now I became alive". Befreit von einer Ehe und einem Berufsalltag, die sie in so vielem einschränkten, ist sie nun unterwegs im neuen Lebensrausch. "I never travelled like this before!", sagt sie und rattert *légère* auf dem gefährlich schwankenden Gefährt davon, als hätte sie mindestens halb Afrika auf dem Motorrad durchquert.

Urwald zu beiden Seiten, Lianen und Blätter so gross wie ein Kleiderschrank zieren den Weg. Alle paar Hundert Meter steht ein "grünes Männchen" am Strassenrand. Sie schützen uns vor den bösen Tieren, wird uns gesagt. Magda und ich schauen uns an. Really? Dass dies eine Beschönigung ist, wissen wir genauso gut, wie die Mofafahrer. Wer oder was hier vor wem oder was beschützt werden soll, bleibt allerdings offen. Dürfte aber doch eher etwas mit den nah gelegenen Grenzen zu Kongo und Burundi zu tun haben als mit Tieren. "There are absolutely no dangerous animals", lacht Magda etwas später, als die Fahrer uns sicher abgeladen haben. "Not a single one", bestätigt der Parkwächter. Nichts, was Magda den Humor verderben würde. Wir schwingen uns los zur Baumgipfel-Tour.

Dein Nachbar – dein Richter

"Iriba ist aus der Idee der Gacaca entstanden", erklärt mir Assumpta. "Iriba war die Antwort auf die Suche nach einem Ort, wo der Dialog zwischen den Menschen und insbesondere zwischen den Generationen weitergeführt werden konnte, nachdem die Gacaca nach 10 Jahren beendet worden waren".

Die Gacaca gelten als eines der Schlüsselemente der Versöhnungskultur in Ruanda. In nur 100 Tagen waren Hunderttausende von Menschen zu Tätern geworden. Man geht davon aus, dass 500'000 bis 3 Millionen Menschen in die Vernichtungskampagne involviert waren. Dieses Unmass an Verbrechen sprengte die Kapazitäten der klassischen Rechtsprechung des Landes und der internationalen Gemeinschaft. Noch verschärft wurde das Problem dadurch, dass ein Grossteil der juristischen Fachpersonen vernichtet oder geflohen war. Auch die Verwahrung war keine Lösung. Die Gefängnisse waren mit 120'000 Genozidverdächtigen Insassen über alle Masse überfüllt, die Zustände grauenerregend. Man liest von Häftlingen, denen die Füsse abfaulten.

Ich sitze auf der riesigen Stroh-Couch, die Magda für 60 USD, anfertigen liess und die wie fast alles im Hostel perfekt zusammenpasst. "A house needs a bit of a woman's spirit", hatte sie geschmunzelt, als ich

gefragt hatte, wer alles so stilvoll eingerichtet habe. Jetzt streckt sie mir einen Stapel von Karten hin. "Medicine Cards", sagt die Ärztin mit verschwörerischem Unterton und ergänzt "from Native Indians. Pick one. But watch out, the cards might be true." Ich glaube nicht an Karten, aber an die Weisheit der Ureinwohner schon und lese rasch durch den Text. Sie schaut mich erwartungsvoll an.

"Bingo", sage ich. Der kurze Text sitzt wie angegossen, als wäre er hier und heute verfasst worden, von mir selbst. Er dreht sich genau um die Themen, die mich beschäftigen. Sie schaut mich strahlend an. "I love these cards. I pick one every day. Smoothy? You need something smooth with all the things you watch."

"Ja, smoothy", antworte ich und drücke auf "play". Auf meinem Bildschirm nimmt der Dokumentarfilm zu den Gacaca-Gerichten wieder Bewegung auf. *My neighbor my killer* von Anne Aghion.

2003 ordnete Präsident Kagame an, dass Inhaftierte, die gestanden und um Vergebung gebeten hatten, aus den staatlichen Gefängnissen entlassen und an die lokalen Gemeinschaftsgerichte, die Gacaca, übergeben werden. Das System der Gacaca, was so viel wie "Wiese" bedeutet, beruft sich auf die traditionelle in Ruanda verbreitete Form der Schlichtung von Konflikten auf dem Dorfplatz, wobei das Ziel nicht die Verurteilung, sondern die Versöhnung war.

"Dein Anwalt ist dein Nachbar, dein Richter dein Nachbar, dein Ankläger dein Nachbar", erklärt im Dokumentarfilm ein Mann den Dorfbewohnern, die sich an einem Hang unter den Bäumen versammelt haben, den Prozess.

In meinem Gespräch mit einem Forscher der Organisation "Never Again" beteuert dieser, niemand hätte daran geglaubt, dass es möglich sei, dieses Rechtssystem bei der vom Genozid traumatisierten Bevölkerung anzuwenden. Man hielt es für eine völlig verrückte Idee des Präsidenten. In direktem Anschluss an die Anordnung verliessen 16'000 Sträflinge die Gefängnisse.

Es folgten 10 Jahre, in denen 1,9 Millionen Menschen vor die Gacaca-Gerichte kamen, ein weltweit einmaliges Ausmass an Prozessen in Zusammenhang mit einem Krieg. Darunter waren Schuldige und Unschuldige, solche, die bestraft wurden und andere, die freigesprochen wurden. Die Gacaca bestanden aus stundenlangen, ja tagelangen Gesprächen draussen unter den Bäumen, wo sich die tiefst verletzten Opfer, Täter und ihre Familien begegneten. Aussprachen über das Unausprechliche, Anklagen wer wie stark für wie viel Leid verantwortlich ist und die Suche nach Antworten, wie das Geschehene wiedergut gemacht werden soll.

"Du hast mein Kind über meine Schultern gerissen und am Boden zerschmettert," sagt eine Frau und zeigt auf einen der Männer, der in einiger Entfernung unter einem Baum steht.

Bei einem anderen Fall beteuert der Täter: "Schwer zu sagen, wer ihn umgebracht hat, wir alle waren dabei." Doch wer woran gestorben ist, lasse sich nicht sagen. Daran dass der eine den Arm abgehakt hat oder daran, dass der andere ihm einen Schlag auf den Kopf gab.

Aghions Dokumentar-Trilogie ist eine aufwändige Produktion. Während Jahren begleitete sie den Versöhnungsprozess in einzelnen Dörfern auf der Suche nach der Frage, ob Menschen die tiefen Wunden, Angst und Hass überwinden und eine gemeinsame Zukunft aufzubauen können. Wie kann das grauenhafte Erbe transformiert werden? Wie können Menschen, nach allem, was geschehen ist, wieder ein Land teilen?

Wie können die Opfer den Täter als Nachbarn akzeptieren? Und wie können die Täter die Erniedrigung durch die Opfer ertragen, wenn sie mit denen den Acker teilen, denen sie die Familie ausgelöscht haben? Wie den Fluch der Gewalt stoppen und verhindern, dass er sich ausgesprochen oder nicht an die nächsten Generationen weitervererbt?

Die Gacaca wurden 2012 eingestellt, unter anderem auch, weil sie immer öfters für persönliche Abrechnungen missbraucht wurden. Abgeschlossen ist die Aufarbeitung aber noch lange nicht. Hier will Assumpta mit ihrem Iriba-Centre einsetzen. Es wurde von der Dokumentarfilmerin Anna Aghion mitgegründet und hatte durch ein Crowdfunding die Anstossfinanzierung gefunden. Iriba sei ein Ort, der offen ist für alle, betont Assumpta immer wieder. Sämtliche Aktivitäten sind kostenfrei. Es ist ein Ort, wo Vergangenheit nicht wie in einem klassischen Archiv aufbewahrt, sondern diskutiert wird. In einer mündlichen Kultur haben schriftliche Dokumente wenig Gewicht. Was zählt, ist das, was man sich erzählt. Assumptas Leit- und Lieblingssatz ist anspruchsvoll und wie so vieles Wichtige kaum messbar:

"Il faut négocier un futur partagé." Wir müssen eine gemeinsame Zukunft aushandeln.

Verbrechen und Strafe

Die beiden Jungs, die sich im Hostel ums Wohl der Gäste kümmern, sind um die 20. Sie kennen so ziemlich nichts in der Stadt, aber sind immer bereit, zu helfen, wenn es irgendwie geht. Wenn das Internet mal wieder aussteigt, laufen sie los, um die Information, die ich hätte googeln wollen, über Freunde und Bekannte herauszufinden. Sei es die Öffnungszeit eines Museums, die Abfahrtszeit eines Busses oder den Namen einer Person, alles finden sie raus, fast so schnell wie im Netz. Sie sind es auch, die mir helfen, die besten Preise auszuhandeln und die täglich für mich kochen und dann mindestens das Fünffache verschlingen von meiner Portion.

Daniel ist der Grössere, Ruhigere. Er hält sich immer im Hintergrund, sagt wenig und denkt viel. Er kann für kleinere Ewigkeiten aus der Küche an die gegenüberliegenden Hügel schauen, hört beim Kochen über seine Kopfhörer ruandische Gospellieder und summt dann leise mit. Samstags kümmert er sich fürsorglich um die aufgeregte Schar von Kindern, die von der Stiftung, der das Hostel gehört, unterstützt werden. Er setzt sich dann zu ihnen auf die Treppe im Vorhof und überschaut die kleinen Köpfe und Finger, die um einen Farbstift gekrampft einen Buchstaben oder eine Zeichnung in ein schon mehrfach gebrauchtes Heft kritzeln. Jeden Morgen bringt er mir den Zitronengrasteer und Mango-Maracuja-Bananen-Fruchtsalat und ruandischen Kaffee zum Frühstück. Überhaupt ist er ein herausragender Koch. Gelernt habe er es nicht, es scheint ihm wie zuzufallen. Wenn es auch stundenlang dauert, er jedes Gemüse einzeln auf dem Markt einkauft, er kaum einen Namen eines Gewürzes kennt – am Schluss schmeckt es immer so köstlich, dass Magda, die zwischendurch ihre Essmeditation macht, minutenlang völlig entschwebt.

Was Daniel nicht erträgt, ist, wenn jemandem alleine ist. Wann immer ich mich an ein Tischchen setzte zum Lesen und Nachdenken, kommt er dazu und fragt, ob alles in Ordnung sei und wie mein Tag war. Er hat etwas sehr Mütterliches. Er habe sich jahrelang um seine sieben kleinen Geschwister gekümmert, sagt er in seiner sanften Art ohne jede Bitterkeit über die dadurch verunmöglichten Dinge in seiner Kindheit.

Eines Abends, es ist schon stockfinster, kommt er zu mir auf die Terrasse. Ich schaue ins schwarze Tal und hänge dem Tag nach. Wie so oft sagt Daniel lange Zeit nichts.

"The Gacaca – that was – difficult", beginnt er dann in die schwarze Nacht hinaus. Es sei das erste Mal, dass er einen Film darüber gesehen habe. Was auch damit zu tun hat, dass er ausserhalb des Hostels weder einen Computer noch Internet hat.

Er hätte keine Minute im Gefängnis verbracht, der Mörder seiner Grosseltern. Das sei in den Gacaca entschieden worden. Der Täter lebe nach wie vor neben ihnen.

Für unser Gerechtigkeitsdenken klingt dies absurd, ungerecht, inakzeptabel. Tatsächlich waren die Strafen, die von den Gacaca ausgesprochen wurden, oft wirtschaftlicher Art. Eher als Gefängnisstrafen forderten die Opfer eine Kuh oder Hilfe beim Ackerbau. "Was habe ich davon, wenn du ihn dreissig Jahre wegsperst?"

Heute laufen Hunderttausende Täter frei herum. Wie viele Mörder verträgt eine Gesellschaft? Wie viele verträgt die Sicherheit eines Landes. Wie viele die einzelnen Bewohner?

Er hätte ihm vergeben, erzählt Daniel, weil seine Mutter ihm vergeben habe. Die Mutter, die ihren Mann und Stütze für das Durchbringen der Familie verloren hat und die so arm ist, dass die acht Kinder sie fast nie sehen, da sie immer am Arbeiten ist. Und trotzdem reicht es nicht für das Schulgeld.

Es gäbe aber andere Nachbarn, die hätten noch nie um Vergebung gebeten, fährt er fort. Wenn jemand nicht darum bittet, könne er ihm nicht verzeihen.

"My mother taught me not to hate others, but from accepting to loving there is still a long way."

Ich frage ihn, ob es für ihn heute denkbar wäre, eine Tochter der "anderen Seite" zu heiraten. Das wäre sehr schwierig für die Familie, weicht er aus. Ich hatte gelesen, dass viele Kinder der Genozid-Generation, sich zwischen der eigenen Familie und dem Zusammensein mit der oder dem Geliebten entscheiden müssen. Andere wiederum beteuern, es sei – wohl hauptsächlich in der Hauptstadt - schon ganz natürlich geworden, dass sich wieder Hutu-Tutsi-Paare bilden. Der Koordinator der Reconciliation Villages hat mit hörbarem Stolz mehrmals betont, sie hätten in dem einen Dorf bereits vier Täter-Opfer Paare. Also Partnerschaften, bei denen die Eltern des einen, die Familie des andern dezimiert hatten.

Man könnte hoffen, dass solche "gemischte" Ehen, den sozialen Zusammenhalt fördern werden. Leider halfen die so geschaffenen Familienbanden in der Vergangenheit nicht immer. Während des Genozids wurden nicht nur Nachbarn massakriert, auch die eigenen Familienmitglieder wurden nicht verschont. Im Extremfall haben Mütter ihre eigenen Kinder umgebracht oder verraten, wenn diese von ihrem Tutsi-Ehemann stammten. Mütter, die ihre Kinder töten, nachdem sie sich zehn, zwanzig Jahre liebevoll um sie gekümmert und sie grossgezogen hatten? Wie konnte es so weit kommen? Und wie kann eine Mutter mit einer solchen Last weiterleben?

Irene und Emilienne hatten mir beide von solchen Fällen erzählt. Irene ist befreundet mit einer jungen Frau, die das Massaker ihrer Geschwister durch die eigene Mutter überlebt hat.

Sie habe ihr vergeben, erzählt mir Irene. Sie habe ihrer Mutter vergeben, die ihre Geschwister und den Vater getötet hatte und die auch sie versucht hatte auszulöschen.

"Nicht-Vergeben ist keine Lösung. Nie."

Die Wut

Seit ich in Ruanda bin, schäme ich mich, ein Mensch zu sein. Manchmal suche ich krampfhaft nach einer Bestätigung, dass das hier nicht von Menschen vollbracht wurde oder dass ich zu einer anderen Sorte Mensch gehöre. Lächerlich und erfolglos.

Was tun mit dieser Wut? Mit dieser Wut gegen einzelne Menschen, gegen bestimmte Strukturen, gegen die Vergangenheit, unsere eigene Geschichte, Ungerechtigkeit, Schuld oder das Leid einzelner Volksgruppen.

Die Menschen hier sagen mir, dass sich die Wut auflöse mit dem Prozess der Vergebung. Ob sich das auch auf meine Wut anwenden lässt? Die Wut darauf, dass wir es immer noch nicht schaffen, Kriege, Vernichtungskampagnen, Folter zu besiegen, zu beseitigen. Die Wut auf den Westen mit seiner Mission, sogenannte Menschenrechte zu verbreiten, und der dabei ganze Regionen in den Ruin treibt, über Generationen hinweg. Auf die endlos sich wiederholende grauenhafteste Gewalt gegen die Zivilbevölkerung, die wir seit 70 Jahren verboten haben.

Wie soll man den Verursachern von Verbrechen gegen die Menschlichkeit vergeben könne? Noch dann, wenn man nicht persönlich involviert ist? Jemandem, der die Brüste einer Frau abscheidet und ihr darauf den Fötus aus dem Leib reisst? Jemandem, der die Tochter seiner Schwester mit einem Speer aufspießt, mit einem Schwert eine Frau von der Vagina bis zur Kehle durchsticht, eine Frau so lange vergewaltigt bis Anus und Vagina aus einem einzigen Loch bestehen, der ein Baby in einer Toilette ertränkt, ein Kind forciert, das Blut seiner Geschwister zu trinken, einer Frau zur Sterilisierung die Genitalien mit Säure übergießt? Und gegen all die Menschen, die im Hintergrund die Fäden ziehen, Waffenlieferungen organisieren, die Vernichtung eines Volks bis ins letzte Detail in die letzte Perversität planen? Und diejenigen, die bereitwillig ihr Geld und Wissen zur Verfügung stellen, um das uferlose Töten zu ermöglichen?

Kann ich ihnen vergeben? Und falls ja, macht mich das zum Menschen oder zum Unmenschen?

Der Fluss ohne Ufer

Wenn man sich mit Ruandern unterhält, hat man schnell das Gefühl, dass das Land 1994 gegründet wurde. Kaum jemand spricht von vorher, ausser vielleicht um sich auf die Massaker der 50er und 60er Jahre zu beziehen. Ganz anders Assumpta. Sie greift aus, wandert zurück in die Ursprünge der ruandischen Kultur, die Lieder, Bräuche, Riten, Erzählungen und den Alltag. Und die Jungen, die sich in unterschiedlichen Gruppierungen um sie scharen, reisen mit ihr zurück zu ihren Wurzeln, auf der Suche nach Splittern einer Identität, die vom Morast der neunziger Jahre begraben wurde.

"Eigentlich lernen wir nichts über unsere Vergangenheit vor dem Genozid. Fast alles, was ich über das "Vorher" weiss, habe ich hier gelernt." Jean-Paul ist Teil einer Theatergruppe, die Stücke aufführt über die post-genozide Generation, zu der er selbst gehört. "Mit dem Theater gelingt es uns, das Schweigen zu brechen." Nach etwas Nachdenken ergänzt er, es stelle sich natürlich die Frage, ob es richtig sei, diese Dinge wieder hervorzuholen. Nicht immer ist Aussprechen heilsam.

"Wie haben deine Eltern reagiert, dass ihre Kinder diese Dinge ansprechen?"

"Ich habe keine Eltern."

Ich ärgere mich über meine Frage. Jean-Paul nimmt es mir nicht übel. Er fährt ruhig fort: "Die meisten Schauspieler der Truppe haben keine Eltern. Aber meine Freunde kamen sich das Stück anschauen." Immer wieder müssen hier die Jungen auf allen Ebenen die Rolle der älteren Generation übernehmen.

Später gesellt sich Yanick dazu, er ist Tänzer. Im Flüchtlingslager in Zaire (später DRC) aufgewachsen ist er als junger Erwachsener in seine Heimat Ruanda zurückgekehrt. Dort fand er aber genau so wenig Zugehörigkeit, da er zwar für Kongolesen Ruander war, für Ruander aber als Kongolese galt. Anstatt auf Boden und Wurzeln traf er auf Glätte und Ablehnung. Der Zugang zu seinem Ursprung blieb ihm verwehrt. Auf der Suche nach dem, was ihn mit diesem Land verbindet und das ihm seine Eltern nicht hatten vermitteln können, begann er sich mit dem traditionellen ruandischen Tanz zu beschäftigen.

"Beim Tanzen fühlte ich mich zum ersten Mal als Ruander", erzählt der aufgestellte schlanke Mann Mitte zwanzig mit seiner Mischung aus Coolheit, Geschmeidigkeit und Nachdenklichkeit. Als ihm der traditionelle Tanz zu starr, zu rückwärtsgerichtet wurde, begann er Elemente des zeitgenössischen Ausdruckstanzes einzuflechten.

"Ich brauche den Tanz, um Dinge auszudrücken, die nicht ausgesprochen werden können". Heute ist Yanick anerkannter Tänzer und Teil der Gruppe Mashirika, mit der er dieses Jahr an der offiziellen Genozid-Gedenkfeier einen mehrstündigen Tanz- und Theaterauftritt hatte mit dem Titel "G25". Diese war unter der Leitung von Hope Azeda entstanden, also der Frau, mit der Ruanda auf meinen Radar gerückt war. Sie ist die Gründerin und Kuratorin des Ubumuntu Arts Festival, das einmal jährlich Kulturschaffende aus der ganzen Welt zusammenbringt, um gemeinsam auf der Genozid-Gedenkstätte in Kigali ein Zeichen zu setzen für Frieden und Menschlichkeit. Ubumuntu steht für die Überzeugung: Ich bin, weil du bist, du bist, weil ich bin, zusammen sind wir Mensch.

Das Festival steht für Kultur als Forum für Kommunikation, Ausdruck, Reflexion, Innovation und Kreativität und nicht zuletzt als Motor für soziale Veränderung. Die diesjährige Produktion heisst "When the Walls Come Down".

What if the walls we live with are built on illusions? What if the walls you build today became your own downfall tomorrow? What if the walls are false, of a false world that encases us as it destroys our humanity?

Die Kultur, die Fragen stellt, Udenkbares ausspricht, Mauern zum Einstürzen bringt, Brücken baut.

Yanick ist es gelungen durch den Tanz, die Flicker aus dem Vorherigen und dem Heutigen zusammenzunähen und eine Identität zu bilden, die ihm hilft, das Dazwischen, das Unaussprechliche, das Unbekannte, das schwarze Loch mit dem Sog nach unten, zu überbrücken.

"Wie willst du eine Brücke schlagen, wenn du kein Ufer hast? Wir brauchen das "Zuvor," um den Weg ins "Danach" zu bauen", hatte mir Assumpta einmal ihre Arbeit erklärt.

95 Prozent

"Ich glaube nicht an diese 95 Prozent", bemerkt Assumpta.

Wir sitzen bei Assumpta zu Hause auf der grossen einladenden Terrasse, die offensichtlich für eine grosse Familie und für ein Zuhause mit vielen Gästen gebaut worden war. Der Tisch gleicht einer Hochzeitstafel. Assumpta lacht. "Oui, les mariages du quotidien". Sie selbst hatte sich die Freiheit genommen, sehr spät zu heiraten. Von ihrem Mann spricht sie nur in den höchsten Tönen. Ihre fünf Kinder nennt sie "mes petits monstres". "J'adore quand ils révoltent et je peux observer comment ils développent leur personnalité."

Das Haus besteht aus einem sehr geräumigen Wohnzimmer, in dem jede Wand von Büchergestellen ausgefüllt ist. Das Ledersofa, der kleine Tisch, die Regale alles dunkel und stämmig, die Decke tief. Als möchte der ganze Raum zum Ausdruck bringen, dass er sich nicht vertreiben lasse.

Assumpta bezieht sich auf eine vom Staat propagierte Zahl, wonach das Land zu 95 Prozent versöhnt sein soll. Das Leid sei ja nicht mit dem Genozid zu Ende gegangen, sondern habe damit erst angefangen. Zum Beispiel die Landfrage. "C'est pas réglé, pour ne pas dire plus." Nach wie vor können zahlreiche Ruander ihr Land nicht zurückerhalten.

"Et puis être voisin ne veut pas dire qu'on est réconcilié." Ihr Nachbar habe ihr noch immer nicht verraten, wo die Leichen ihrer Familienangehörigen verscharrt worden waren.

Ich denke an Daniel. "How can I forgive those who do not ask for forgiveness? How can I give them something they do not ask for? I wish they did ask, I would love to forgive them. But until then there is nothing I can do."

Auf dem langen Tisch vor uns türmen sich Salat, Gemüse, Reis auf. Assumpta isst langsam, sehr langsam. Es wirkt, als würde sie nicht nur die Nahrung kauen und verarbeiten, sondern 25 Jahre Kampf für ein Gleichgewicht zwischen dem, was man einer Gesellschaft zumuten kann und dem absoluten Willen nach Frieden.

Die Sonne verabschiedet sich mit der für Äquator-Nähe typischen Geschwindigkeit. Der Himmel verwandelt sich in ein violettes Tuch, das kurz über uns schwebt und sich dann immer tiefer über die Umgebung legt. Die Welt um uns verschwindet, wie wenn man sich unter die Bettdecke verzieht.

"Difficile à dire ce qu'il y aura après." Mit dem Danach meint sie nach Kagame. "Il faut être prêt à tout." Sie selbst konzentriert sich auf ihre Aufgabe. Wenn sie schon die Chance habe, das alles überlebt zu haben, sei es das Mindeste, was sie tun könne, diesen Jungen einen Ort zu geben. Raum für Dialog, Raum für Fragen, Raum für Offenheit, Raum für die Entwicklung von Identitäten und Lebenskonzepten und die Unterstützung, diese umzusetzen.

"C'est ces jeunes qui me donnent de l'espoir." Diese Jungen, die es schaffen, eine Brücke zu schlagen. Zwischen einer Vergangenheit, die sie nicht erlebt haben und der Zukunft, von der sie nichts wissen. Zwischen den Eltern, die sie nicht gehabt haben und ihren eigenen Kindern, denen sie etwas mitgeben müssen, das sie selbst nie erhalten haben. Zwischen dem Wissen über die Gräueltaten und dem freien Geist, sich eine andere Zukunft vorstellen zu können.

Oh, wie schön ist Ruanda

Im Rückspiegel steht Magda und weint zu meinem Abschied. Daniel, der immer will, dass es allen gut geht, legt seinen Arm um sie. Es fühlt sich völlig unnatürlich an, von hier wegzugehen. Magda wird mir Fotos schicken, von ihrem Ausflug, den sie für "ihre Jungs" organisiert. Die beiden Ruander sehen den Kiwusee dank ihr zum ersten Mal.

Die Tigerente geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Die Tigerente als Sinnbild für etwas, das man in der Ferne sucht und das man zu Hause findet.

Im Kinderbuch "Oh, wie schön ist Panama", brechen zwei mit ihrer Tigerente auf, um nach Panama zu gelangen, einem Traumziel, das sie sich wunderschön ausmalen. Als sie das Schildchen "Panama" endlich sehen, wähnen sie sich im Paradies und sind entzückt. Sie merken nicht, dass sie einen Kreis gegangen und wieder zu Hause angekommen sind und vor ihnen das Schild steht, von dem sie ursprünglich ausgegangen waren.

Ruanda hat für mich etwas von diesem Panama. Ich bin aufgebrochen, etwas über die andern zu lernen und bin auf Schritt und Tritt mir selbst begegnet.

Was sind wir bereit zu verzeihen, andern und uns selbst? Was fasziniert den Menschen an Gewalt? Früher bei den Gladiatoren und Hexenhinrichtungen. Heute beim Zulauf zu terroristischen Organisationen, bei Action filmen, bei den Nachrichtenmeldungen, beim Video-Game oder bei der Arbeit in und zu Konfliktgebieten.

Wie viel Gewalt steckt in unserem eigenen Alltag, im Umgang mit uns selbst, mit den andern, beim Konsum, dem Eröffnen eines Geldkontos und beim Anmelden an eine Pensionskasse?

Wovon lässt man sich leiten im Leben? Von der Bildung? Vom Wissen? Von der Vergangenheit? Von seinen Wünschen? Von seinen Vorbildern? Was wenn die Medien, der Staat, die religiösen Leitfiguren, die Schulen, die Nachbarn, ja die eigene Familie einem zu einem Weltbild verleiten, das auf Gewalt basiert? Wie aufwachen? Wie Orientierung finden? Wie wird man gewaltresistent? Wie überlebt der Mensch im Menschen? Durch Lesen, Denken, Meditieren, Handeln? Oder durch Reisen? Durch Reisen und Gespräche mit denjenigen, die Wege gefunden haben, aus der Gewaltspirale auszubrechen. Die sich gewaltfrei zur Wehr setzten noch dann, wenn sie die abscheulichste Folter der eigenen Familie und sich selbst riskierten. Auch dann, wenn die Folter darin bestand, dass man sie absichtlich am Leben lässt, damit ihre durchlittenen Qualen sich bis ins Unendliche wiederholen.

Eine teuer erkaufte Freiheit, die Gewaltfreiheit. Eine teuer erstandene Treue, die Treue sich selbst gegenüber.

Immer wieder kehrt der so oft gehörte Satz zu mir zurück, der Satz derer, die es irgendwie geschafft haben. Die sich schützend vor die Opfer stellten, die für eine unverzeihliche Tat um Vergebung baten, die mit ihren Folterern Tür an Tür leben: Être humain c'est un choix. C'est ce choix qui te libère. Mensch zu sein ist eine Wahl und es ist diese Wahl, die uns befreit.